

NeuLand

Landauer Campusmagazin

UNIVERSITÄT
KOBLENZ · LANDAU

2014 / 02 / Nr. 37

Schwerpunkt Europa

Seite 2

Poetik-Dozentur:

Éric-Emmanuel Schmitt über
Theater und Philosophie

Seite 10

Parallelwelt Internet?

Hintergrund und
Interview

Seite 14

Selbst ist der Student:

Studentisches Engagement am
Campus Landau

Seite 18

Moralapostel:

Ethik im
Unternehmen

Seite 20

Ein Streiter für Europa

Der österreichische Schriftsteller Robert Menasse (54) war Gast der Landauer Akademiegespräche. Er ist einer der wenigen Intellektuellen, die das Projekt Europa leidenschaftlich verteidigen. Menasse hat mit „Dem Europäischen Landboten“ eine Streitschrift für Europa vorgelegt. NeuLand sprach mit Menasse über die Probleme innerhalb der EU, den aufkeimenden Nationalismus, die Rolle der Jugend und ein Europa ohne Nationalstaaten.

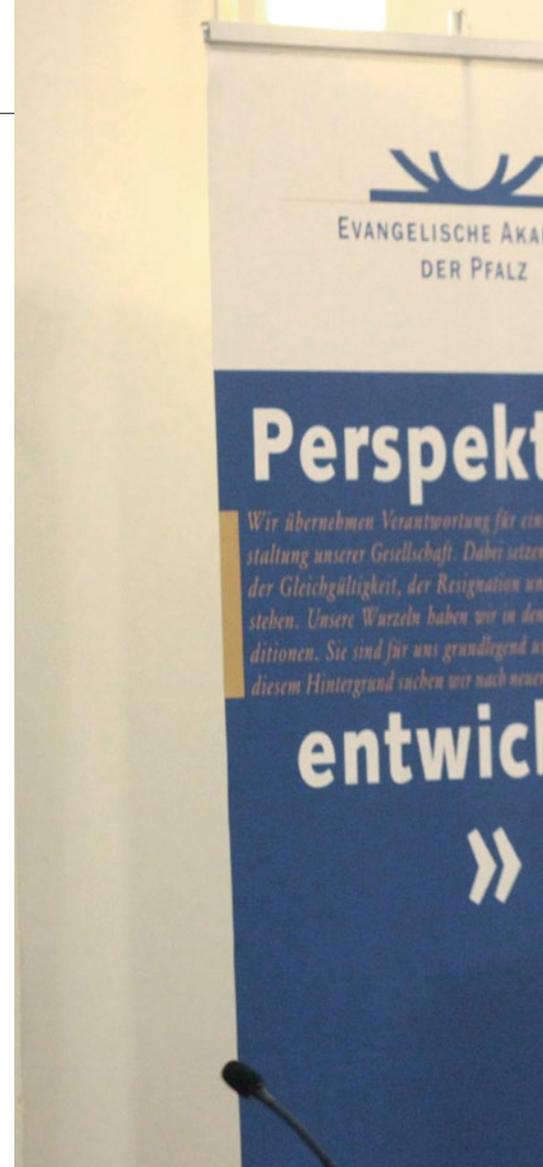
NeuLand: Herr Menasse, Sie sind als EU-Skeptiker nach Brüssel gereist, haben sich dort für ein Jahr eingemietet, um für einen Roman zu recherchieren. Geschrieben haben Sie allerdings ein Essay über und für die EU. Was ist in Brüssel passiert?

Robert Menasse: Dass ich als EU-Skeptiker hingegangen bin, stimmt nicht ganz. Ich hatte kritische Einwände gegen die politische Konstruktion der europäischen Union, vor allem gegenüber den augenscheinlichen Demokratiedefiziten. Jeder EU-Befürworter wird bestätigen, dass wir ein politisches, organisatorisches, institutionelles Problem in der EU haben. Ich bin auch nicht vollkommen ahnungslos nach Brüssel gegangen. Ich habe mich mit dem Thema in einem Arbeitskreis zur Vorbereitung eines Referendums in Amsterdam beschäftigt, wo ich damals gelebt habe. Meine ganze EU-Kritik, die ich damals hatte, habe ich auf einer Kritik am Lissabon-Vertrag aufgebaut, den ich bis heute für einen Sündenfall halte. Denn er hat das europäische Projekt um gut 20 Jahre zurückgeworfen. Mit dieser kritischen Position, aber in Anerkennung der realitätsproduzierenden Kompetenz der europäischen Institutionen bin ich nach Brüssel.

Ich habe offene Türen vorgefunden, ich durfte den Beamten bei ihrem Tagesablauf zuschauen, konnte somit sehen, wie sie arbeiten und wie viel sie arbeiten!

Und was haben Sie vor Ort erlebt?

Vor Ort habe ich, was man so allgemein und banal die verbreiteten Vorurteile nennen kann, so nach und nach revidiert: Beamten-Moloch, überbordende Bürokratie, Regulierungswahnsinn usw. Ich habe offene Türen vorgefunden, ich durfte den Beamten bei ihrem Tagesablauf zuschauen, konnte somit sehen, wie sie arbeiten und wie viel sie arbeiten! Ich war auch vollkommen verblüfft, wie schlank die Bürokratie ist. Das Enzensberger-Verdikt vom bürokratischen Monster ist nachweislich falsch! Die europäische Union hat zur Verwaltung des ganzen Kontinents weniger Beamte zur Verfügung als die Stadt Wien oder die Stadt München. Aber viel entscheidender und bedeutsamer waren für mich zwei Dinge, die ich gelernt und so nicht erwartet habe: Ich habe das System wirklich zu verstehen gelernt und kann es heute differenzierter sehen, als es mir als Medienkonsument sonst möglich wäre. Die zweite Erfahrung war wirklich dramatisch: Ich habe mich auch in Kreisen der in Brüssel akkreditierten Journalisten und Korrespondenten bewegt. Und ich habe lernen müssen, dass sie viel mehr wissen, als wir jemals in den Medien vermittelt bekommen. Denn die





Journalisten haben Probleme, bei ihren Heimatredaktionen ihre Informationen durchzubringen. Es haben also nicht die europäischen Institutionen ein Kommunikationsproblem, sondern wir haben ein Problem mit den nationalen Medien. Das ist die Folge des Grundwiderspruchs zwischen transnationaler Politik und nationalen Medien.

Und daher ein unabhängiges Essay?

Ich habe mir gedacht, als Schriftsteller muss ich keinen Chefredakteur fragen, was ich schreiben darf oder kann. Die Debatten sind in dem Jahr, in dem ich in Brüssel war, aufgrund der gerade ausgebrochenen sogenannten griechischen Haushaltskrise so hitzig und so dramatisch geworden, dass ich mein Romanprojekt zurückgestellt habe, um zuerst einmal zu berichten, was meine Eindrücke und Erfahrungen sind. Denn, hätte sie wer anderer gemacht, würde ich es selbst gerne wissen wollen. Das war der Grund für dieses Buch.

Europa ist derzeit nicht sehr beliebt bei den Europäern. Marine LePen, Geert Wilders, in Ihrer Heimat die FPÖ haben gute Chancen, am 25. Mai in großer Stärke ins EU-Parlament einzuziehen. Warum feiert der Nationalismus solche Triumphe?

Da gibt es eine geschichtsphilosophische und eine pragmatische Antwort. Die philosophische ist, dass alles, was stirbt, im Todeskampf sich noch einmal aufbäumt und eine letzte Euphorie erlebt. Die pragmatische Antwort ist, dass eine große Anzahl von Menschen Angst hat vor einer Entwicklung, die in Verhältnisse führt, die nicht ihren Gewohnheiten entsprechen. Wir sind nun einmal sozialisiert worden mit einer Identitätsbildung, die über den Nationalstaat läuft. Die Menschen spüren, dass ihre gewohnte Ordnung untergeht. Und sie sehen, dass ihre nationalen politischen Repräsentanten hilflos sind, weil eben kein relevantes Problem mehr alleine in nationalstaatlicher Souveränität gelöst werden kann. Das macht Angst – und es muss wer schuld sein. Und das ist dann eben „die Welt da draußen“, die EU oder die Globalisierung. Was ja stimmt, nur die Reaktion, der Wunsch nach Restauration von nationalem Eigensinn, ist falsch.

Ist es denn sinnvoll, von einem Europa ohne Nationalstaaten zu träumen?

Das ist kein Traum. Das ist eine objektive Entwicklung. Die Frage ist doch, ob man sie einfach geschehen lässt oder ob man sie gestaltet. Alle wesentlichen politischen,

Robert Menasse

wurde 1954 in Wien geboren und ist auch dort aufgewachsen. Er studierte Germanistik, Philosophie sowie Politikwissenschaft in Wien, Salzburg und Messina und promovierte im Jahr 1980 mit einer Arbeit über den „Typus des Außenseiters im Literaturbetrieb“. Menasse lehrte anschließend sechs Jahre – zunächst als Lektor für österreichische Literatur, dann als Gastdozent am Institut für Literaturtheorie – an der Universität São Paulo. Dort hielt er vor allem Lehrveranstaltungen über philosophische und ästhetische Theorien ab, u. a. über Hegel, Lukács, Benjamin und Adorno. Seit seiner Rückkehr aus Brasilien 1988 lebt Robert Menasse als Literat und kulturkritischer Essayist hauptsächlich in Wien.

Solange es trotz der europäischen Gemeinschaftsverträge noch immer um die Verteidigung nationaler Interessen geht, kann es keine gemeinsame Europapolitik geben, die diesen Namen verdient.



Ein Streiter für das Projekt Europa: Der österreichische Schriftsteller Robert Menasse war Gast der Landauer Akademiegespräche.

ökonomischen und sozialen Prozesse sind heute transnational: die Wertschöpfungskette, die Finanzströme, Investitionen und Gewinnrückführungen, Kultur und Kommunikation bis hin zu ihren Schattenseiten wie der Überwachung, die ökologischen Probleme, das alles kennt keine nationalen Grenzen mehr. Nationalität existiert nur noch im Pass, auf der Wetterkarte und im Sport. Aber das wäre alles auch so, wenn es die EU nicht gäbe. Sie ist allerdings die Chance, nicht zum Opfer der Entwicklung zu werden, sondern ein politisches System zu schaffen, das sie meistern kann.

Stößt das Prinzip der Demokratie in der EU vielleicht an seine Grenzen, weil die Partner so ungleich sind?

Die Ungleichheit in Hinblick auf Größe, Einfluss und Wirtschaftsmacht der Nationen ist sicherlich ein Grund für die Krise. Aber man darf nicht vergessen: Nicht alle in Deutschland sind reich, nicht alle in Italien oder Griechenland sind arm. Solange es trotz der europäischen Gemeinschaftsverträge noch immer um die Verteidigung nationaler Interessen geht, kann es keine gemeinsame Europapolitik geben, die diesen Namen verdient. Wir haben mit dem Euro eine transnationale Währung, aber wir haben noch keine transnationale Demokratie, die Verteilungsgerechtigkeit gewährleisten kann. Die Finanzkrise ist doch in Wirklichkeit eine Fiktion. Sie existiert nur durch die nationale Brille. Die Haushaltschuld der Griechen beläuft sich auf zwei Prozent des Bruttonationalprodukts Europas. Das wäre, europapolitisch gedacht, belangloser als die Transfers der BRD an die neuen deutschen Bundesländer. Und mit den

Profiten, die Deutschland in Griechenland gemacht hat, haben wir auf dem europäischen Binnenmarkt eine ausgeglichene Bilanz. Die griechische Schuldenkrise ist nur deshalb ein riesiges Problem, weil man sie renationalisiert und diese kleine, ökonomisch bedeutungslose Nation zu nationaler Austeritätspolitik zwingt, die sie überfordert und Misere produziert.

Welche Rolle kommt bei dem von Ihnen erhofften Transformationsprozess der jungen Generation zu?

Was mir Hoffnung gibt, ist die Erasmus-Generation. Die ist zwar numerisch nicht so groß, aber sie zeigt mit schönster Selbstverständlichkeit, dass die europäische Idee funktioniert. Sie eröffnet Lebens- und Bildungschancen, die meine Generation nicht hatte. Als ich studiert habe, wollte ich ein Gastjahr an der Freien Universität Berlin verbringen. Das war mir als Wiener Student in den 1970ern nicht möglich. Die Berliner Uni hat nicht anerkannt, was ich in Wien schon gemacht habe. Ich musste zur Fremdenpolizei und ich bekam dann nicht einmal ein Aufenthaltsrecht. Das alles war unendlich kompliziert und klingt heute wie eine Fieberphantasie. Meine Tochter hat an der Universität Leuven in Belgien den Bachelor gemacht, hat ein Erasmus-Stipendium bekommen an der Universität Istanbul, lebte dann in Prag und beginnt jetzt ein Studium in Berlin. Spricht fünf Sprachen. Ganz selbstverständlich. Das wäre eigentlich ein Grund, auf meine eigene Tochter eifersüchtig zu sein – vielmehr aber, wenn man dies als exemplarisch für den historischen Prozess ansieht, optimistisch in die Zukunft zu blicken. **(ket)**

Das Frank-Loeb-Institut ...

... Landau an der Universität (FLI) besteht seit 1998. Gegründet wurde es als institutioneller Ausdruck der besonderen Verbindung von Universität, Stadt und Region. Das Haus aus dem ursprünglichen Besitz von Sophie Frank und dem Bankier Leo Loeb (aus der Familie von Anne Frank) steht für die leidvolle Geschichte der Juden in Landau und in der Südpfalz. Das FLI arbeitet als Forschungsstelle für Politikvermittlung und internationale Verständigung. Durch Arbeiten vor allem zur politischen Kommunikationsforschung und zur Politikvermittlung, zu Fragen der europäischen und internationalen Politik, zu Herausforderungen regionaler Entwicklung sowie insbesondere auch durch öffentliche Veranstaltungen leistet das FLI einen Beitrag zur Politikvermittlung und internationalen Verständigung, beispielsweise durch die Veranstaltungsreihen „Landauer Akademiegespräche“, „Semesterpolitikum“ oder „Hambacher Gespräche“, zu denen Experten aus der Wissenschaft wie auch bekannte Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Justiz eingeladen werden. Zu den Gästen zählten bereits Cem Özdemir, Norbert Lammert, Klaus Töpfer, Wolfgang Huber, Udo di Fabio, Bernhard Vogel, Günther Beckstein oder Kurt Beck. Nähere Informationen zur Arbeit des FLI und zu aktuellen Veranstaltungen gibt es unter www.fli.uni-landau.de.

Trinationales Seminar: Interkulturell kommunizieren

Interkulturelle Kommunikation, Mediation, Mehrsprachigkeit – gut daran tut, wer im Lehrerberuf und Schulalltag mit diesen Softskills beschlagen ist. Lehramtsstudierende des Fachs Romanistik können diese in einem trinationalen Seminar und nun auch dank einer Kooperation mit der Université Laval in Québec erlernen.

Seit mehr als acht Jahren organisiert Jacqueline Breugnot vom Institut für Fremdsprachliche Philologien das trinationale Seminar. Ursprünglich kooperierte hier die Landauer Romanistik mit Universitäten aus Luxemburg und Lyon. Heute hat die Königstadt Madrid das Herzogtum Luxemburg ersetzt. Abwechselnd in den drei Städten treffen sich Studierende der drei Nationalitäten, um gemeinsam zum Thema interkulturelle Kommunikation zu lernen und somit ihren interkulturellen Horizont zu erweitern. Jeder Standort hat seinen Schwerpunkt: Landau bedient die Themen interkulturelles Konfliktmanagement, Madrid hat Expertise darin, Bewusstsein für Fremdes und Anderssein zu schaffen, Lyon steuert das didaktische Know-how bei. „Uns ist es sehr wichtig, dass die Studierenden intensiv in einem internationalen Kontext praktisch ausprobieren können, was sie in der Theorie über interkulturelle Kommunikation gelernt haben“, betont Jacqueline Breugnot.

Von diesem praktischen Ansatz begeistert ist auch Annika Endres, die im sechsten Semester Französisch und Lehramt auf Förderschule studiert. Sie hat an einem trinationalen Seminar in Madrid teilgenommen und rät jedem Studierenden, die Möglichkeit zu ergreifen, mehrere Tage am Stück Sprachpraxis trainieren zu können. „Mit anderen Sprachen in Kontakt zu kommen, ein anderes Unterrichtssystem kennenzulernen und mit jungen Menschen anderer Nationalitäten zu diskutieren war eine wichtige Erfahrung“.

Interkulturelle Kommunikation wird im Unterricht, im Umgang mit Eltern oder beim Leiten einer Schule immer wichtiger – sei es, weil es in den Klassen Kinder



Über den Tellerrand geblickt: Studierende beim trinationalen Seminar.

mit Migrationshintergrund gibt oder weil Eltern aus anderen Kulturkreisen mit anderem Bildungshintergrund kommen und das deutsche Schulsystem nicht kennen. Die interkulturellen Anforderungen an Lehrer und Schulleiter nehmen stetig zu. „In der Romanistik suchen wir immer nach Möglichkeiten, die Ausbildung zur interkulturellen Kommunikation zu verbessern und auszubauen“, bekräftigt Breugnot. Bei der Suche nach neuen Lehransätzen stieß sie auf das Konzept des „atelier interculturel de l’imaginaire“ der kanadischen Ethnologin-Professorin Lucille Guilbert, sprich einer interkulturellen Werkstatt der Vorstellungskraft.

Kanada erlebte Mitte der 1990er Jahre einen großen Zustrom von Flüchtlingen aus Ex-Jugoslawien und Afghanistan. „Weder Lehrer noch Sozialarbeiter waren auf die Herausforderungen vorbereitet“, so Guilbert. Daher tat eine Methode not, mit der man sich gegenseitig kennenlernen und

somit die jeweiligen Bedürfnisse verstehen konnte. Als Ethnologin sucht Guilbert den Zugang über Gemeinsamkeiten wie Vorstellungskraft, Märchen oder geteilte Geschichten. Dort setzt das „atelier interculturel de l’imaginaire“ an, in dem Wissenschaftler, Sozialarbeiter und Migranten voneinander auf Augenhöhe lernen.

Diese Methode können Landauer Romanistik-Studierende nun im Rahmen eines gemeinsamen Zusatzdiploms (diploma supplement) zu „Diversity Management: Schwerpunkt Interkulturalität“ erlernen, das die neue Kooperation mit der Université Laval in Québec vorsieht. Die Ausbildungsformen in Québec und Landau sollen dadurch verbunden werden. Das Zusatzdiplom sieht ein Semester Studium in Landau und eines in Québec vor. Die ersten Studierenden werden im September für vier Monate in Québec studieren. Die kanadischen Studierenden kommen im Gegenzug nach Landau. (*ket*)

Wohin steuert die Europäische Union?

Galt die Wahl zum Europaparlament durch das geringe Interesse der Bürger lange als Wahl zweiter Ordnung, könnte es in diesem Jahr anders aussehen. Das meint zumindest der Politikprofessor Dr. Siegmund Schmidt. *NeuLand* hat mit ihm über Herausforderungen und Chancen der Europäischen Union im Wahljahr 2014 gesprochen.

Seit ihrer Entstehung in den 1950er Jahren ist die Europäische Union stetig gewachsen. Im vergangenen Jahr wurde Kroatien als 28. Mitgliedsland in die EU aufgenommen. „Mit der Osterweiterung seit 2004 ist die EU noch unterschiedlicher geworden als früher“, erklärt Siegmund Schmidt, Professor für internationale Politik. Früher sei es mit einer Einigkeit zwischen Deutschland und Frankreich einfacher gewesen, eine Politik durchzusetzen. „Das ist jetzt mit 28 Staaten viel schwieriger, weil die Koalitionsbildung komplizierter geworden ist.“ Schmidt bekräftigt aber, dass die Erweiterung die Europäische Union, die nun über 500 Millionen Menschen repräsentiert, international stärker gemacht habe.

„Einen Rückschritt für die Integration“ sieht Schmidt im Zuge der Finanzkrise. „Bei Schuldenstaaten wie Griechenland hat die Begeisterung für die EU abgenommen und gleichzeitig hat die Finanzkrise Länder wie Deutschland dazu gebracht, einen nationaleren Kurs zu fahren.“ Durch die negativen Folgen der Finanzkrise gebe es deshalb eine Art Renationalisierung innerhalb der EU. Insbesondere die Bevölkerung – auch in Deutschland – sei euroskeptischer geworden, meint Schmidt. „Das führt dazu, dass die Bundesregierung nicht den ungebro-

chenen Europakurs wie früher fährt.“ Hinzu kämen die Probleme mit dem Bundesverfassungsgericht, bei dem man nie wisse, ob es weitere Integrationschritte befürworte oder nicht.

Außerdem habe sich während der Finanzkrise eine kleine EU, die Euro-Gruppe, herauskristallisiert, so Schmidt, die qualitativ etwas anderes darstellt als die eigentliche Europäische Union. „Es zeigt sich eine Art Avantgardegruppe im ökonomischen Bereich“, bemerkt Schmidt. „Länder wie das euroskeptische Großbritannien sind dadurch außen vor.“ Schmidt bewertet die Renationalisierung als Rückschritt der Integration und die Erschaffung der kleinen EU als eine Form von Vertiefung beziehungsweise Festigung der Integration. Deswegen gebe es momentan eine gegenläufige Entwicklung innerhalb der EU.

Der Wunsch nach einer einheitlichen Außen- und Sicherheitspolitik

„Die Zukunft der EU vorherzusagen ist sehr schwierig, allerdings wird sie nicht zer-

fallen.“ Schmidt weiter: „Durch die Probleme der Währung werden aber Integrationsprozesse blockiert.“ Die EU sei funktional notwendig, allerdings stelle sich die Frage, ob alle bisherigen Staaten in zehn oder zwanzig Jahren noch dazugehört oder ob vielleicht neue hinzukommen würden. „Im Augenblick sehe ich für die Erweiterung der EU keine Chance“, bekräftigt Schmidt. Allerdings könnten Länder wie die Türkei bei der Sicherheitspolitik stärker an die EU rücken. Im Gegensatz dazu müsse man abwarten, was zum Beispiel bei dem Referendum über die EU-Mitgliedschaft in Großbritannien herauskommen werde.

Hoffnung hat Schmidt auf eine gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik der EU, „die die Europäische Union leistungsfähiger und effizienter machen würde“. Schmidt betont: „Denn sonst ist man weiterhin von den USA abhängig, die nicht unbedingt die europäische Linie und die europäischen Interessen verfolgen.“ Allerdings sei in den letzten Jahren eine Stagnation diesbezüglich festzustellen. Die Krim-Krise, die die EU komplett überrascht habe, sei ein Lehrstück für Brüssel gewesen. „Die EU hat gemerkt, wie wenig sie als Akteur in der Lage war zu handeln.“ Man habe festgestellt, dass die bisherige (Nachbarschafts-)Politik nicht aus-



reiche. „Militärisch und konventionell gesehen hat man keine Optionen, dafür braucht man die NATO“, beurteilt Schmidt. Die Krim-Krise markiere einen Bedeutungsverlust der EU – außen- und sicherheitspolitisch. Längerfristig könne es aber dazu kommen, dass auch durch negative Erfahrungen eine Weiterentwicklung in dieser Beziehung entstehe.

„Aufnahme von Flüchtlingen ist unpopulär.“

Nach Schmidt gibt es keine geschlossene europäische Politik gegenüber Flüchtlingen. „Die Tragödien, die sich in den vergangenen Jahren abgespielt haben, schaden dem Image der EU.“ Auch hier würden die Staats- und Regierungschefs sehr stark auf die Innenpolitik ihres Landes schauen, meint Schmidt. „Die Aufnahme von Flüchtlingen ist vielerorts unpopulär.“ Mit den Europawahlen vor der Tür befürchteten viele Länder eine Stärkung der rechtspopulistischen Parteien, auch auf nationaler Ebene, weswegen sie einen äußerst restriktiven Kurs bezüglich der Flüchtlingspolitik fahren würden. Schmidt glaubt, dass einflussreiche

Länder wie Deutschland und Frankreich oft innenpolitisch der Mut fehle, um unpopuläre Entscheidungen zu treffen, und dass damit Möglichkeiten, wirklich Politik zu gestalten, nicht genutzt würden. Schmidt umschreibt: „Das ist ein einziges Schielen auf Meinungsumfragen und Befindlichkeiten innerhalb der Bevölkerung.“ Sehr selten könne man dort eine politische Vision oder Strategie nachvollziehen. Das sei aber nicht nur ein deutsches Problem.

Bezüglich der Europawahl wünscht sich Schmidt eine höhere Wahlbeteiligung als 2009. „In Deutschland liegt die Europawahl mit zehn Kommunalwahlen zusammen, das bedeutet, dass die Wahlbeteiligung dort dementsprechend hoch sein wird. Es wäre schlecht, wenn die Wahlbeteiligung wie beim letzten Mal bei 43 Prozent liegen würde.“ Es mehrten sich allerdings die Anzeichen, dass die Europawahl dieses Jahr ernster genommen werde, erklärt Schmidt. „Durch die Krim-Krise sowie die zahlreichen Wirtschaftsreformen während der Finanzkrise könnte die Wahl den Status einer sogenannten ‚Second-Order-Election‘, also einer Wahl zweiter Ordnung beziehungsweise geringerer Bedeutung, verlieren und damit auch mehr Bürger an die Wahlurne locken.“
(dan)



Prof. Dr. Siegmund Schmidt ...

... ist Leiter des Frank-Loeb-Instituts und Professor für internationale Politik und Vergleich politischer Systeme an der Universität Koblenz-Landau. Neben seiner Lehr- und Forschungstätigkeit, bei der er sich verstärkt mit Außen- und Europapolitik auseinandersetzt, initiierte er für Studierende drei internationale Summer Schools, die sich mit dem Thema Europäische Union befassen. Erst im März besuchte Schmidt mit einigen Studierenden Sankt Petersburg, um dort mit ansässigen deutschen und russischen Akteuren über die schwierigen Beziehungen zwischen der EU und Russland zu diskutieren.

Landau in der europäischen (Forschungs-)Liga

Am 25. Mai wählen die Deutschen ihre Abgeordneten für das Europäische Parlament. Durch die Finanzkrise ist die Europäische Union sicher keine Randnotiz mehr – viele erwarten einen leidenschaftlicheren Wahlkampf als noch vor fünf Jahren, so auch Europawahl-Expertin Michaela Maier.

Seit 2004 forscht Dr. Michaela Maier bereits über Europawahlen. Als Junior-Professorin wollte sie damals gemeinsam mit ihrem Mann und Politikwissenschaftler Dr. Jürgen Maier wissen, wie Wahlwerbesspots bei Rezipienten wirken. Auch der Vermittlung des europäischen Integrationsgedankens in Wahlwerbesspots ging Maier in dieser Zeit nach. Heute, zehn Jahre später, hat sich einiges getan: Michaela Maier ist Professorin für Kommunikationspsychologie und Sprecherin des Forschungsschwerpunkts „Kommunikation, Medien und Politik“ an der Universität Koblenz-Landau. Außerdem ist sie gemeinsam mit Dr. Silke Adam von der Universität Bern Leiterin eines großangelegten, von der DFG und dem Schweizerischen Nationalfonds geförderten Forschungsprojektes zur Europawahl 2014.

Bereits zur Europawahl 2009 versuchten Maier und Adam ein ähnliches Forschungs-

projekt durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) fördern zu lassen, jedoch ohne Erfolg. Nachdem die beiden Wissenschaftlerinnen das Projekt 2009 trotzdem in Eigenregie und mit der freiwilligen Unterstützung von Kollegen aus elf europäischen Ländern auf die Beine stellten, haben sie 2014 ein ganzes Team zur Verfügung. „Wir spielen jetzt in der europäischen Liga der Europawahlforscher mit“, erklärt Maier stolz. Im Forschungsprojekt gehe es um die zentrale Frage, wie Parteien in ihren Kampagnen über Europa kommunizieren und was die Rezipienten daraus lernen können. Maier ergänzt: „Deshalb sammeln wir in einem Zeitraum von drei Monaten vor der Europawahl 2014 Pressemitteilungen und Wahlwerbesspots aus sechs europäischen Ländern, darunter Deutschland, Österreich, Großbritannien und Griechenland, die dann in einer quantitativen Inhaltsanalyse ausgewertet werden.“

Zusätzlich wird eine Langzeitstudie zur europäischen Finanzkrise durchgeführt. Dabei kodieren die Forscherinnen neben Pressemitteilungen und Wahlwerbesspots auch die Medienberichterstattung seit 2008, um den Umgang der Parteien und Medien mit der Finanzkrise zu analysieren. Für Landauer Studierende bedeutet das Großprojekt viel Arbeit: Sie werden neben der Sammlung der Mitteilungen und Beiträge laut Dr. Melanie Leidecker, Mitarbeiterin am Forschungsprojekt, gut 4.800 Stunden mit dem Kodieren der einzelnen Meldungen verbringen.

Im Hinblick auf die europäische Integration sieht Maier einen stetigen Wandel: „War die Europäische Union 2004 noch ein Projekt, das vor allem von den politischen

Eliten betrieben wurde, wurde sie 2009 durch die erfolgreiche Aufnahme weiterer Länder zum Erfolgsmodell der Integration.“ Heute gebe es durch die Finanzkrise einige Risse in der Fassade. Gerade die ernsthafte Debatte im Vereinigten Königreich, aus der EU auszusteigen, sei eine reale Bedrohung für den Grundgedanken der europäischen Union und auch ein unvorstellbares Schreckensszenario für die Deutschen, glaubt Maier. „Zwar gibt es bei uns immer wieder euroskeptische Parteien wie die Republikaner oder jetzt die Alternative für Deutschland, die ihre Chancen bei einer Wahl sehen, allerdings leben wir in so einem positiven, europafreundlichen Klima, dass eine starke Europaskepsis wie in anderen Ländern für uns kaum vorstellbar ist.“ Maier signalisiert: „Viele Deutsche sind sich gar nicht bewusst, wie euroskeptisch andere EU-Staaten im Vergleich zu Deutschland sind.“

„Deutschland ist unglaublich europafreundlich.“

Welche Thematik den deutschen Europawahlkampf in diesem Jahr beherrschen wird, konnten Maier und Leidecker im Vorfeld nicht beantworten. „Schlüsselereignisse wie die Krise auf der Krim im März sind nicht vorhersehbar, sie können aber die gesamte (politische) Kommunikation vor Wahlen verändern“, verdeutlicht Leidecker. Auf jeden Fall sei die gestiegene Relevanz der EU spürbar und deswegen auch eine ähnliche Wahlbeteiligung wie 2009 zu erwarten, bemerkt Maier. *(dan)*



Dr. Leidecker und ihr Team werten Pressemitteilungen, Werbespots und Medienberichterstattung seit 2008 zur Finanzkrise aus.



Kolumne des Universitätspräsidenten

Mai 2014

Die Europäische Union fördert Wissenschaft und Innovation

Der Begriff „Europäische Union“ löst sehr unterschiedliche Reaktionen aus. Einige kritisieren die Eingriffe in die Souveränität der Mitgliedsstaaten oder betrachten die EU als Bürokratiemonster, das sogar die Beschaffenheit von Gurken oder Bananen normiert. Andere sehen in der EU und ihren Vorgängern die Garanten für Frieden und Wohlstand im Nachkriegseuropa. Manchen geht der Prozess der europäischen Integration nicht schnell und weit genug. Als Universitätspräsident stelle ich fest, dass die EU, unabhängig von weltanschaulich-politischen Bewertungen, für unsere Hochschule eine enorme Bedeutung hat. Sie ist seit vielen Jahren einer der Top-Drittmittelgeber unserer Universität. Alleine in den vergangenen drei Jahren konnten bei der EU rund zwölf Millionen Euro an Drittmitteln eingeworben werden.

2014 markiert den Beginn des neuen EU-Forschungsprogramms „Horizon 2020“, das mit 77 Milliarden Euro ausgestattet wurde. Das Programm zielt darauf ab, EU-weit eine wissens- und innovationsgestützte Gesellschaft sowie eine wettbewerbsfähige Wirtschaft auf- und auszubauen sowie zu einer nachhaltigen Entwicklung beizutragen. Im Vergleich zum Vorgängerprogramm sind bei der praktischen Umsetzung Verbesserungen zugesagt worden, zum Beispiel soll die Mehrwertsteuer auch für Hochschulen erstattungsfähig sein. Die Spielräume für die Antragsstellung werden durch den Ausbau themenoffener Bereiche (bottom-up-Verfahren) und die verbesserten Chancen für die Beteiligung kleinerer Konsortien erweitert. Günstig für unsere Universität ist auch die Aufwertung von Bereichen wie Umwelt- und Humanwissenschaften innerhalb des Programms und die neu geschaffene Möglichkeit zur komplementären Projektfinanzierung aus „Horizon 2020“ und regionalen EU-Strukturförderprogrammen wie INTERREG oder EFRE.

Doch nicht nur die Forschung, auch der Austausch von Studierenden und Lehrenden über nationale Grenzen hinweg wird seit mehr als zwei Jahrzehnten von der EU gefördert. Viele kennen „Erasmus“, weil ihr ganz persönliches europäisches Auslandssemester über dieses Programm gefördert wurde. Das ist eine ausgezeichnete Möglichkeit, die Menschen und ihren Alltag in Europa kennen und verstehen zu lernen, ganz im Sinne der europäischen Idee. Der Auslandsaufenthalt vermittelt zugleich neue Lehr- und Lernerfahrungen, verbessert interkulturelle und Fremdsprachenkompetenzen und erhöht die Chancen auf dem Arbeitsmarkt nach dem Studienabschluss. Mehr als 240 Studierende aus Koblenz und Landau haben diese Chance in den vergangenen drei Jahren genutzt. In diesem Jahr startete das neue Programm „Erasmus+“. Die Universität Koblenz-Landau hat dazu mit über 80 europäischen Hochschulen Kooperationsvereinbarungen abgeschlossen, von Finnland bis Spanien, von Großbritannien bis Rumänien.

Umgekehrt – aus der Perspektive der EU – haben wiederum die Universitäten große Bedeutung für die soziale und ökonomische Entwicklung. Sie spielen eine Schlüsselrolle für den erfolgreichen Übergang zur wissensbasierten Gesellschaft und Wirtschaft, indem sie neues Wissen schaffen (Forschung), vermitteln (Lehre) und verbreiten (Wissenstransfer). Dieser Prozess wird allerdings über den Horizont 2020 hinausgehen.

Roman Heiligenthal

Professor Dr. Roman Heiligenthal
Universitätspräsident

„Literatur ist das Aufheben von Distanz“

Die deutsch-französische Freundschaft und das 50. Jubiläumsjahr des Elysée-Vertrags waren Anlass, dem französischen Schriftsteller Éric-Emmanuel Schmitt im Winterhalbjahr die Landauer Poetik-Dozentur zu verleihen. **NeuLand** sprach mit dem international erfolgreichen Autor über sein Werk, über das Verhältnis von Religion und Philosophie und über seine Faszination für das Theater.

NeuLand: Herr Schmitt, Sie sind einer der weltweit am meist gelesenen und gespielten Autoren. Hand aufs Herz: Wenn Sie morgens in den Spiegel schauen, können Sie glauben, dass Sie dieser Mann sind?

Éric-Emmanuel Schmitt: Ganz ehrlich? Daran denke ich nicht. Niemals. Mir wird das nur bewusst, wenn man es mir sagt.

Und wenn man es Ihnen sagt?

Dann fühle ich zweierlei: Verlegenheit und gleichzeitig Stolz. Stolz, weil ich mir sage, du hast es immerhin bis hierher geschafft. Und gleich darauf bin ich befangen und sage mir, du hast noch nichts ausreichend Gutes geschaffen. Denn ich bin jemand, der es liebt zu machen, und nicht, der es liebt, gemacht zu haben. Ich schaue also nicht zurück. Ich bin immer voll und ganz von dem Buch besessen, das ich gerade schreibe, und ich bin bereits erfüllt von dem nächsten, das ich schreiben werde. Dass ich schon viele Theaterstücke und Bücher veröffentlicht habe, ändert daran nichts. Ich denke immerzu daran, was ich gerade schreibe und was ich schreiben werde.

Sie waren viele Jahre Philosophielehrer. Wann haben Sie entschieden, dass Sie als Schriftsteller tätig sein wollen?

Das war bereits mit 16 Jahren, als ich in der Schule mein erstes Theaterstück geschrieben habe. Ich merkte, dass mir das Schreiben gefällt und dass ich begabt bin. Ich habe dann gleich mein zweites Stück geschrieben, aber festgestellt, dass ich nichts zu sagen habe. Mit 16 hatte ich zwar die Begabung, aber keinen Inhalt! Mir wurde klar, dass ich erst leben und nachdenken musste. Also habe ich mich dem Vertrauen hingegeben, der Zukunft, wenn ich reifer sein würde – menschlich und intellektuell reifer.

Den Wunsch, Schriftsteller zu werden, tragen Sie also immer in sich?

Er hat mich niemals verlassen. Die Philosophie war Teil meines Weges, um mir das intellektuelle Rüstzeug zu geben, ich selbst zu sein, selbst zu denken, nicht unter dem Einfluss von Gedanken anderer zu stehen. Über die Philosophie habe ich eine große Freiheit erlangt. Ich habe diesen Weg eingeschlagen, weil ich ein erwachsener Schriftsteller sein wollte – vom ersten Buch an. Vielleicht hatte ich deshalb von Anfang an Erfolg, da ich als Schriftsteller erwachsen geboren wurde.

Also war es Berufung? Oder Schicksal?

Ich glaube, das ist naturgegeben. Ich bin ein schriftstellerisches Naturell. Ich habe so

viele Geschichten im Kopf. Ein weißes Blatt kenne ich nicht. Die Angst vor dem leeren Blatt kenne ich nicht. Es ist also eine Natur. Eine Zeitlang dachte ich, meine Natur sei die Musik, aber es war letztendlich doch das Schreiben.

Schreiben ist wie Musik auch Komponieren...

Ja, ja. Meine Bücher sind alle organisch. Sie sind auch auf eine musikalische Art konstruiert. Es gibt eine Komposition, eine Architektur. Meine Bücher sind eine Mischung aus Philosophie und Musik.

Sie haben viele Geschichten im Kopf... Sie suchen also keine Geschichten, die Geschichten finden Sie?

Ja! Ich fühle mich wie ein Baum, auf den sich Vögel niederlassen. Die Vögel sind Geschichten und Figuren. Es gibt Vögel, die nisten, und Vögel, die gleich wieder wegfliegen. Diese Vögel sind nicht für mich bestimmt. Die Vögel, die ihr Nest bauen, das sind Geschichten und Figuren, die von mir Besitz ergreifen. So war das mit der Figur Hitler, über die ich schreiben musste, weil ich verstehen wollte, wie man ein Monster wird. Oder mit Oskar, dem Kind, das sterben musste. (Denkt nach) Ideen zu haben, das heißt empfangen. Deshalb gefällt mir das Bild des Baumes: Er öffnet die Arme und



Auf gemeinsame Einladung der Deutsch-Französischen Gesellschaft Landau und des Zentrums für Kultur- und Wissensdialog der Universität sprach Éric-Emmanuel Schmitt mit Romanistik-Professorin Kirsten Dickhaut über sein schriftstellerisches Schaffen.

man kann sich niederlassen. Mich inspirieren die Menschen und das Leben. Als ich jung war, inspirierten mich Bücher. Heute beobachte ich, schaue ich, gebe Acht.

Ihre Geschichten sind sehr unterschiedlich und Sie bedienen sich verschiedener Genres: Theater, Erzählungen, Roman, Novelle. Gibt es Genres, die besser zu dieser oder jener Geschichte passen?

Genauso ist das! Die Geschichte gibt vor. Die Geschichte sagt mir, ich bin ein Theaterstück, ich bin ein Roman, ich bin eine Novelle, ich bin eine Erzählung. Und ich gehorche. Ich habe mit dem Theater begonnen, da ich Geschichten hatte, die Krisen sind – und das ist Theater. Und dann hatte ich Geschichten, die Entwicklungen waren, und mir wurde klar, dass ich dafür Romanautor werden musste.

Gibt es ein Genre, für das Ihr Herz mehr schlägt als für die anderen?

Ja, das Theater.

Woher kommt diese Faszination für das Theater?

Ich glaube, das Theater hat mich verstehen lassen, was Literatur ist. Mit zehn Jahren habe ich Cyrano de Bergerac von Edmond Rostand mit Jean Marais in der Hauptrolle gesehen und ich war aufgewühlt. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich mich mit

einer Figur identifiziert, die mir nicht glich. Denn Cyrano ist ein Mann, der glaubt, man könne ihn nicht lieben. Ich dagegen habe nie daran gezweifelt, dass ich liebenswert war, denn ich wurde geliebt. Das gab mir sehr viel Kraft in meinem Leben. Ich war aufgewühlt durch diesen Mann, den ich bewundernswert, brilliant, stark fand. Ok, er hat eine etwas lange Nase... Das waren meine erste Empathie, meine ersten altruistischen Tränen, meine ersten philanthropischen Tränen. Für mich ist das Literatur: eine Verbindung mit jemanden zu schaffen, der nicht „Ich“ ist. Literatur, das ist das Aufheben von Distanz, etwas weniger entfernt sein lassen. Das habe ich mit Cyrano de Bergerac entdeckt und habe das Schicksal dieses Mannes beweint. Ich war zehn Jahre, ich war ein Junge und dachte, ich sei der einzige, der weint und schämte mich. Aber als das Licht anging, sah ich, dass alle geweint hatten. Ich sagte mir, das ist genial. Das möchte ich machen, das gefällt mir.

Gefühle entstehen lassen ...?

Auch das Teilen von Gefühlen. Ich mochte meine eigenen Gefühle, aber ich mochte es auch zu entdecken, dass diese Gefühle geteilt wurden. Das war ein Ort der Brüderlichkeit. Der Brüderlichkeit zwischen der Bühne und mir, aber auch eine Brüder-

lichkeit mit dem Publikum. Diese doppelte Brüderlichkeit hat mich geprägt. Und daher betrete ich einen magischen Ort, wenn ich ein Theater betrete. In Paris habe ich mir sogar mein eigenes Theater gekauft, das Théâtre de Rive Gauche. Diese Brüderlichkeit gibt es nicht beim Roman. Man trifft nie seine Leser, man sieht seine Leser nie lesen. Im Theater dagegen sehe ich 500 oder 1.000 Personen, die gleichzeitig lesen, da sie auf das Geschehen auf der Bühne reagieren. Das ist etwas ganz Außergewöhnliches!

Ihre Stücke werden weltweit gespielt. Erleben Sie diesen Moment der Brüderlichkeit auch in anderen Ländern? Oder gibt es da Unterschiede?

In jedem Land gibt es Unterschiede in der Art zu spielen oder darzustellen, beispielsweise das Verhältnis Mann und Frau. Für japanische Verhältnisse sind wir uns schon zu nah (deutet über den Tisch auf den Platz zwischen sich und der Interviewerin). Neben all den Unterschieden gibt es für mich aber eine Bestätigung meines Humanismus, das heißt, es gibt eine Gemeinsamkeit der Bedingungen durch dieselben Fragen. Ich glaube, wir alle sind Brüder durch die Fragen. Man kann Feind durch die Antworten sein oder unterschiedlich in den Antworten. Das stelle ich in allen Ländern fest.



„Ideen zu haben, heißt empfangen.“

„Ich kann nicht das Wort ergreifen, wenn ich nicht verstanden habe.“

„Niemand besitzt die Wahrheit.“

Es gibt nur ein Land, das sich meiner ganz entzieht, und das sind die USA.

Weshalb?

Das ist das einzige Land, das adaptieren muss, anstatt zu übersetzen. Sie bringen ihnen einen großen Teller mit Gerichten der französischen Küche und die machen daraus einen MacBurger, wenn auch einen ganz großen. Genauso ist es in der Literatur. Sowohl in Deutschland, Japan, Finnland, Türkei, im Maghreb begnügt man sich damit, meine Texte zu übersetzen, und sie funktionieren. In den USA muss man immer das Stück umarbeiten, es adaptieren. Da habe ich entdeckt, dass ich ein europäischer Autor bin. Denn was mir als Qualität erscheint, sind für sie Makel: Doppeldeutigkeit, un abgeschlossene Dimension, fragendes Schweben. Für sie ist das unerträglich. Ich dagegen arbeite damit. So habe ich beispielsweise die amerikanische Adaption von „Der Besucher“ verweigert. In meinem Stück fragt sich der Zuschauer, ob der Besucher Gott oder ein Verrückter ist, der aus dem Heim ausgebrochen ist. Oder träumt Freud? Ich arbeite absolut mit dieser Doppeldeutigkeit. In die amerikanische Fassung haben sie eine Szene geschrieben, in der es ein Wunder gab, das bewies, dass es sich wohl um Gott handelte ...

Sie behandeln in Ihren Werken die großen religiösen, menschlichen und philosophischen Fragen. Hat Ihre Literatur eine Funktion? Eine Botschaft?

Ja, sie hat zweifelsohne einen ethischen Sinn. (Denkt nach) Ich strebe es an, größtmögliche Toleranz hervorzurufen. Ich strebe es an, soziale Harmonie zu finden. Wie soll

man beispielsweise heutzutage zusammenleben? Müssen wir alle Muslime, Christen oder Atheisten werden? Nein, wir müssen damit leben. Und wie können wir damit leben? Ganz einfach, zunächst müssen wir es kennen. Denn das Wohl kommt über das Kennen. Und dann muss man die Sichtweise des anderen verstehen. Niemand besitzt die Wahrheit. Das ist für mich ganz wichtig. Ich bin kein Zweifler, ich vertrete einen grundsätzlichen Relativismus.

In einem Interview habe ich gelesen, Sie fühlen sich als Seismograph Ihrer Epoche. Welche Schwingungen nehmen Sie aktuell wahr?

Ich sehe uns in einem Umbruch. Vor zehn Jahren war der Pessimismus eine Zwangs-ideologie. Dieser Pessimismus rührte von 1945, von der Entdeckung, was die Menschen fähig sind zu tun, welche Barbarei eine große kultivierte Nation wie Deutschland fähig war zu produzieren, die Feigheit der umliegenden Länder, die Langsamkeit der USA zu reagieren usw. Die Nachkriegszeit hat den Optimismus vernichtet, den alten Optimismus des 19. Jahrhunderts, den nach Hegel, Marx, diesen Optimismus, der glaubt, dass die Geschichte eine Geschichte des Fortschritts ist. 1945 wurde man sich dessen bewusst, dass die Menschen im Bereich der Menschlichkeit nicht vorankamen. Sie kamen im technischen Bereich, auch im Bereich der Vernichtungswaffen und Kriegstechnik weiter, aber nicht in der Menschlichkeit. Ein Mensch, der 1960 geboren wurde, ist nicht moralischer als Kant oder Platon. Weil man Coca Cola trinkt, verfügt man nicht über eine bessere Ethik als jemand, der Schierling im alten Athen trank (lacht). Ich denke, dass

eine Illusion gestorben ist, dieser historische Optimismus des 19. Jahrhunderts. Wir haben eine pessimistische wenn nicht gar nihilistische Epoche durchlebt, Sinnverlust, Sinnkonstruktion, Strukturalismus etc. Ich glaube, der Beginn des 21. Jahrhunderts ändert das: Eine neue Generation ist geboren, der Pessimismus wurde zu einem Vorurteil, zu etwas Ungedachtem, darüber wird nicht gedacht, es wird gesagt. So als ob man eine schwarze Brille tragen würde und vergessen hätte, dass wir eben diese schwarze Brille tragen, die uns die Realität verzerrt. Das ist wirklich Ideologie. Vor zehn Jahren wagte ich es, meinen Optimismus in meine Texte zu bringen, ich wagte es, die Texte zu schreiben, die ich geschrieben habe. Manchmal habe ich Reaktionen erhalten, ich wurde beschimpft, weil ich optimistisch war. Aber darüber war ich sehr zufrieden, weil ich entdeckt habe, dass es ein Kampf ist.

Erstaunlicherweise behandeln Sie in Ihrem Werk die großen Fragen mit einer sehr einfachen Sprache. Wie überbrücken Sie diese Kluft der Komplexität?

Das weiß ich nicht. Das ist der Gegenstand meiner Arbeit.

Ist das eine Art Übersetzen?

Es ist wie einfach schreiben, ohne zu vereinfachen. Als ich Philosophielehrer war, war das genauso. Schnell haben meine Kollegen gesagt – davon abgesehen war ich DER junge Lehrer –, dem Schmitt geben wir den Kurs über Kant, über Heidegger, den Kurs über Jacques Derrida, denn er kann alles zugänglich machen. Ich weiß, dass ich diese Gabe habe. Denn so lange ich nicht einfach über etwas sprechen kann, denke ich, dass ich



„Ich strebe größtmögliche Toleranz an.“

„Ich wurde beschimpft, weil ich optimistisch war.“

„Theater ist ein Ort der Brüderlichkeit.“

es nicht verstanden habe. Während meines Studiums beschäftigte ich mich mit Aristoteles, Platon, aber das kann jeder verstehen. Ich beschäftigte mich aber auch mit Plotin, und das ist ein schwer zu verstehender Philosoph. Ich habe mich dann so lange konzentriert, bis ich egal wem die Philosophie von Plotin erklären konnte. Ich kann nicht das Wort ergreifen, wenn ich nicht verstanden habe. So war ich immer und das findet man auch in meinem Schreiben.

Also zunächst verstehen, dann erklären?

Ja, verstehen, übersetzen und erklären. Ich glaube, das war auch meine eigentliche Berufung, Philosophie zu machen. Ich wollte nicht, dass mir irgendein Buch verschlossen blieb, ich wollte nicht, dass ein bestimmter Gedanke mir unklar bleibt, ich wollte nicht von etwas beeindruckt werden, das ich nicht verstehe. Ich wollte wirklich verstehen. Hat man sich die Mühe gemacht zu verstehen, muss man es anderen vermitteln, andernfalls ist man ein Verräter. Das ist Teil meiner Lebensauffassung, meiner Ethik. Während meines Philosophiestudiums merkte ich, dass dies eine Art Gabe ist, die ich habe. Ich habe über Kant gearbeitet und selbst Professoren der Sorbonne, also ausgewiesene Spezialisten, waren erstaunt und wollten wissen, wie ich das gesamte Werk Kants kennen könne. Das tat ich allerdings nicht! Ich hatte nur die kantische Maschine verstanden, den Baum seiner Gedanken. Man kann mir jede Frage zu Kant stellen und ohne die Antwort gelesen zu haben, wüsste ich sie. So habe ich immer funktioniert. Man ist eben für bestimmte Dinge gemacht (lacht). *(ket)*



Éric-Emmanuel Schmitt ...

... ist Schriftsteller, Dramatiker und Regisseur und einer der meistgelesenen und meistgespielten französischsprachigen Autoren. Seine Bücher wurden in 43 Sprachen übersetzt und seine Theaterstücke werden in über 50 Ländern regelmäßig aufgeführt. Auf der Werkstatistik des Deutschen Bühnenvereins findet sich sein Name, zwischen Goethe und Ibsen, auf Platz 6. Seinen internationalen Durchbruch feierte der heute 53-jährige Autor bereits 1993 mit dem Theaterstück „Der Besucher“.

Die Landauer Poetik-Dozentur...

... ist eine Veranstaltungsreihe des Zentrums für Kultur- und Wissensdialog (ZKW) der Universität in Landau. Poetik-Dozenten in Landau waren bisher Nora und Eugen Gomringer, Theresia Walser und Karl-Heinz Ott, Thomas Brussig und Christoph Siemes, Tom Buhrow, Sabine Stamer und Abbas Khider, Daniel Kehlmann und Thomas Wendrich sowie Éric-Emmanuel Schmitt. Die Poetik-Dozentur eröffnet die Möglichkeit, literarische Werke und Werkfragen nicht nur aus der akademischen Perspektive der Literaturwissenschaft, sondern aus der Sicht des über sein kreatives Wirken reflektierenden Schriftstellers zu sehen und zu verstehen. Nächster Gast ist Sibylle Lewitscharoff, die vom 15. bis 17. Juli in Landau sein wird.



Das große böse Internet?

Kaum ein anderes Thema wird so kontrovers diskutiert, wie Nutzen und Folgen des Internets. Während die eine Seite der Gesellschaft das Internet für soziale Verrohung bis hin zum Amoklauf verantwortlich macht, ist die andere Seite begeistert von der Globalisierung, die Wissen, Forschung und Technik voranbringen soll, und von den unbegrenzten Möglichkeiten sozialer und kultureller Art. Aber was macht das Internet mit uns wirklich?

Die einen verteufeln das Internet, die anderen lieben es. Fakt ist, dass der Teil der Nichtnutzer des Internets verschwindend gering ist. In der Gruppe der 14- bis 19-Jährigen sind es nach der ARD/ZDF-Onlinestudie sogar schon 100 Prozent Nutzer. Für Jugendliche gehören Computer und Smartphone in den Lebensalltag. Laut derselben Studie ist die durchschnittliche Nutzungsdauer in dieser Altersgruppe bei fast vier Stunden am Tag und etwa 80 Prozent nutzen dabei Online-Communities.

Eine dieser Communities wurde jüngst zehn Jahre alt: Facebook. Hauptsächlich wegen der Nutzung sensibler Userdaten gab es in den letzten Jahren immer wieder Aufsehen – sei es wegen der Auswertung, der Sammlung, wegen des Verkaufs an Dritte oder der Speicherung. Mittlerweile findet man nicht nur einen Eintrag zu Facebook bei Wikipedia, sondern auch einen eigenen zur Kritik an dem sozialen Netzwerk. Wer Facebook nutzen will, gibt automatisch ein Stück seiner Selbst zum Verkauf. Den meisten Nutzern scheinen die Nachteile bewusst, trotzdem will niemand auf den Internetdienst verzichten.

Wie unentbehrlich Facebook für die meisten geworden ist, sieht man im Privaten, wie im Berufsleben. Statt der E-Mail-Adresse gibt man heutzutage auch Geschäftspartnern schon den Facebooknamen, statt schriftlichen Geburtstageinladungen erstellt man eine Veranstaltung bei Facebook, statt sich auf ein Date zu treffen, sieht man sich erst mal das Profil des anderen an. Um in Kontakt mit alten Schulfreunden zu bleiben, muss nicht mehr ein Adressbüchlein geführt, sondern nur noch eine Freundschaftsanfrage verschickt werden, und wer wichtige Neuigkeiten hat, greift nicht mehr zum Telefon, sondern aktualisiert seine Statusmeldung. Facebook ersetzt viele alltägliche Kommunikationsformen mit einfacheren und schnelleren Tools. Facebook kennt mittlerweile unsere Vorlieben besser als die engsten Freunde, denn der Internetdienst vergisst nichts. Jedes Like, das gedrückt, jede Seite, die geöffnet, jeder Kommentar, der erstellt wurde, bleibt im digitalen Netz gespeichert.

Aber was macht Angst daran? Die Starre der Informationen ist es vielleicht, die so beunruhigt. Wer will schon irgendwann

sein pubertäres Ich vorgehalten bekommen? Der Mensch verändert sich unaufhörlich, die einmal gespeicherten Daten ändern sich nicht mehr. Umso wichtiger ist es, gerade Kindern und Jugendlichen beizubringen, wie sie das neue Medium nutzen sollen und welche Daten man lieber nicht preisgibt (siehe Interview mit Medienpsychologin Prof. Dr. Markus Appel auf der folgenden Seite).

Gleichzeitig macht es Angst, nicht zu wissen, wo all diese Informationen gespeichert werden und wer darauf Zugriff hat. Wenn irgendein Großkonzern sie nutzt, um den Usern personalisierte Werbung zukommen zu lassen, kann das vielleicht etwas ärgerlich sein, aber noch lange nicht beängstigend. Wenn aber Krankenkassen oder Versicherungen diese Datenmengen nutzen, um jeden, der mit 16 Jahren auf einem Foto eine Zigarette hält, aus dem Versicherungsschutz zu nehmen, oder die Polizei dem Arbeitgeber verrät, wer auf welcher Demonstration zu Gange war, wird die Sache existenziell. Genau diese Befürchtungen hört man, wenn man über das große Phänomen des Internets redet. (rst)

„Keine Parallelwelten“

Prof. Dr. Markus Appel hat seit Oktober den Lehrstuhl für Medienpsychologie am Campus Landau inne. Für **NeuLand** beantwortet er Fragen rund um das Thema Internet und räumt mit einigen Vorurteilen auf.

NeuLand: Häufig wird das Internet als Ort der unbegrenzten Möglichkeiten oder aber auch als Hölle ohne Recht und Ordnung gesehen. Was ist Internet für Sie?

Markus Appel: Ich sehe das Internet als Bereich, der Risiken für Jugendliche, Kinder und Erwachsene, aber auch viele Chancen birgt. Als Wissenschaftler nehme ich eher einen neutralen Standpunkt ein.

Verändert das Internet unsere Gefühle? Wird die Intensität eines Gesprächs nicht geringer, wenn Körpersprache, Mimik und Tonfall fehlen?

Es ist schon richtig, dass Nuancen der Kommunikation wegfallen. Durch Emoticons versuchen viele, dies beispielsweise in Chaträumen nachzuahmen. Trotzdem läuft man Gefahr, aneinander vorbeizureden. Gerade bei Ironie ist zum Beispiel die Stimme wichtig. Ob es sich aber um eine Minderung der Gefühlsintensität handelt, kann nicht pauschal beantwortet werden. Auch schon früher wurden positive Nachrichten häufig per Brief übermittelt. Ob eine Nachricht Gefühle auslöst, hat stark mit den Inhalten zu tun und nicht unbedingt mit dem Medium. Auch stark negative Emotionen werden über das Internet ausgelöst, beispielsweise kann Cyberbullying mindestens genauso verletzend aufgenommen werden wie Mobbing auf dem Schulhof. Sowohl beleidigende wie freudige Kommunikation kann

über das Internet stattfinden oder von Angesicht zu Angesicht.

Ab und an kommt das Gefühl auf, dass das Internet eine Parallelwelt bildet. Beispielsweise ist Facebook eine Plattform, auf der man sein kann, was und wie man will ...

Diesen Gedanken konnte man schon 1993 in einem Cartoon finden. Da sagt ein Hund zum anderen: „On the internet, nobody knows you're a dog.“ Die damit verbundene Vermutung ist, dass Internetnutzer regelmäßig vorgeben, jemand anderes zu sein. Die Forschung zeigt, dass die Leute diese Möglichkeit gar nicht so stark nutzen. Wenn man sich Facebook anschaut, geben dort die meisten Nutzerinnen und Nutzer ihren echten Namen und zumeist auch ihren wahren Geburtstag an. Auch die Freundesliste bei Facebook besteht größtenteils aus Freunden und Bekannten aus dem realen Leben. Auch in der Anonymität des Internets kommuniziert man selten mit völlig Fremden. Es entstehen also keine Parallelwelten, denn die Welten überlappen sich recht stark.

Wenn die Zahlen stimmen, dann nutzen monatlich fast ein Drittel der Deutschen Facebook. Was geben uns soziale Netzwerke, was wir in der realen Welt nicht haben?

Ich denke, dass Facebooknutzer unter anderem ihr Bedürfnis befriedigen dazugehören, einen großen, intensiven Freundeskreis zu haben und mit ihm zu kom-

munizieren. Über Social Media sind Freunde jederzeit verfügbar, ohne großen Aufwand kann ich mir ein unmittelbares Bild von ihnen schaffen. Im Durchschnitt haben Jugendliche hunderte sogenannte Freunde bei Facebook und auf einen Klick können sie mit allen in Verbindung treten. Das kann ein starkes Gefühl der Zugehörigkeit und des Eingebundenseins vermitteln und das ist sehr reizvoll für Menschen. Verstärkend kommt hinzu, dass gerade die Kommunikation über soziale Plattformen strukturell so angelegt ist, dass man eher positives Feedback erhält. Wer ein Bild mit neuem Hut hochlädt, der wird Likes und freundliche Kommentare erhalten, während der neue Hut im Alltag vielleicht gar nicht aufgefallen wäre.

Viele bezeichnen Facebook mittlerweile halb lachenden halb weinenden Auges als Zeitfressmaschine. Verbringen wir zu viel Zeit mit virtuellen Freunden statt mit Menschen aus Fleisch und Blut? Kann man das schon als Sucht bezeichnen?

Ich würde so weit gehen und sagen, dass viele Jugendliche gar nicht mehr offline sind, weil sie durch mobile Anwendungen immer mit dem Internet verbunden sind. Viele sehen stündlich mehrmals nach, was bei Facebook passiert oder ob eine Nachricht eingegangen ist. Das ist sicherlich eine bemerkenswerte Facette des Internets. Den Begriff der Sucht sollte man jedoch vorsichtig verwenden.

Ist es sinnvoll die Hälfte aller Jugendlichen als internetsüchtig zu bezeichnen?

Ein Kriterium unter mehreren für ein problematisches Internetverhalten ist, dass man weniger Zeit damit verbringen möchte, aber es nicht kann. Massive Kontrollprobleme haben, je nach Studie, unter einem bis zehn Prozent der Internetnutzer. Bei einem Prozent wären das immer noch sehr viele Nutzerinnen und Nutzer, aber es hat prozentual nicht die Ausmaße wie in der Öffentlichkeit häufig dargestellt.

Bei Facebook wird alles geliked, was gefällt. Oftmals haben die Nutzer das Gefühl, dadurch schon etwas zu bewirken. Wird das Liken in Zukunft das Handeln ersetzen?

(lacht) Das ist ja schon fast eine philosophische Frage. Studien haben gezeigt, dass intensive Internetnutzer nicht notwendigerweise passive Menschen sind. Sie sind nicht weniger sozial eingebunden und engagiert, beispielsweise in Vereinen und Ähnlichem. Das Internet lässt sich beispielsweise gut zur Koordinierung von Aktivitäten in der realen Welt nutzen. Man kann Termine leichter absprechen, schneller Menschen mit ähnlichen Interessen finden etc. Ich würde empfehlen, das Internet möglichst aktiv zu nutzen. Wer immer nur Likes vergibt und zuschaut, was andere machen, kann zum Beispiel das bereits angesprochene oft positive Feedback im Internet nicht optimal nutzen.

Populäre Psychiater wie Manfred Spitzer warnen immer wieder vor den Folgen des Internets ... Was steckt dahinter, was ist dran?

Spitzer legt Eltern und Lehrern nahe, Kinder so lange wie möglich vom Internet fernzuhalten. Das ist eine sehr restriktive Medienerziehung. Wenn ein Kind dieses Medium verboten bekommt, bei Freunden aber trotzdem einen Facebook-Account anlegt, dann wird es bei negativen Erfahrungen – und die kann man selbstverständlich auch im Internet machen – nur im unwahrscheinlichen Fall mit seinen Eltern darüber

sprechen. Dabei wären Gespräche mit den Eltern besonders hilfreich, wenn es zum Beispiel um Cyberbullying geht.

Was ist Ihrer Meinung nach gute Medienerziehung?

Gute Medienerziehung ist meiner Meinung nach gar nicht so sehr verschieden von guter Erziehung generell. Wichtig sind Vertrauen und eine positive Wertschätzung. Eltern sollten offen sein für die Erfahrungen ihrer Kinder und sich auch etwas Wissen über neue Medien aneignen, statt das Internet pauschal abzulehnen. Heute haben aber die meisten Eltern selbst Facebook-Accounts, so dass ihnen zumindest Facebook vertraut ist.

Viele ängstigt auch, dass sie nicht wissen, was alles gespeichert wird. Der gläserne Bürger wird nach dem NSA-Skandal immer realer. Wäre konsequentes Handeln nicht, sich aus dem Internet zurückzuziehen?

Sich aus dem Internet zurückzuziehen ist fast unmöglich, mit Daten bewusster umzugehen, das kann schon eher gelingen. Man muss nicht die NSA sein, um private Informationen aus dem Netz zu fischen, vieles ist frei zugänglich. Als einfacher Internetnutzer bekommt man schon sehr viele Informationen, wenn man danach sucht. Möglicherweise ist nicht jedem, der Privates ins Netz stellt, bewusst, wer überhaupt Zugang zu den Informationen hat. Wie viele Menschen kennen ihre Privatsphäreneinstellung bei Facebook? In der Studie einer Diplomandin, bereits vor einigen Jahren durchgeführt, waren das nicht viele. Es gibt mehr Handlungsspielraum als momentan genutzt wird.

Wagen wir einen Ausblick. Was sind die Herausforderungen, die das Internet an unsere Gesellschaft stellt?

Als Wissenschaftler würde ich mir wünschen, dass die Menschen eine bessere Vorstellung davon bekommen, wo die Chancen und Risiken im Internet liegen. **(rst)**



Prof. Dr. Markus Appel ...

... ist seit Oktober 2013 Professor für Kommunikations- und Medienpsychologie an der Universität Koblenz-Landau. Zuvor war er als Assoziierter Professor an der Johannes Kepler Universität Linz, Österreich, tätig.

Im Rahmen seiner Forschungen beschäftigt er sich unter anderem mit der Nutzung und Wirkung von Internet und neuen Medien, der Einstellungsänderung durch Geschichten (narrative persuasion) sowie mit der Bedrohung durch Stereotype und Vorurteile (stereotype threat). Seine Forschungsarbeiten sind in renommierten internationalen Fachzeitschriften der Disziplinen Psychologie und Kommunikationswissenschaften erschienen. Markus Appel ist Mitglied im Herausgeber-Board der Zeitschriften *Media Psychology*, *Journal of Communication* und *Scientific Study of Literature*.

Der Film als emotionales Kunstwerk

Vom 5. bis 10. Mai findet das 12. Internationale Kurzfilmfestival La.Meko statt. Hunderte Beiträge wurden wieder eingesendet, woraus die Jury ihr sechstägiges Programm zusammengestellt hat. Passend zu diesem Ereignis hat *NeuLand* mit den Medienpsychologen Dr. Ines Vogel und Dr. Uli Gleich über die Bedeutung von Emotionen in Filmen gesprochen.

Filme haben eine Macht über den Zuschauer. Sie können uns fröhlich, traurig oder ängstlich stimmen. Bei guten Filmen versetzt sich der Zuschauer sogar in die Rolle des Protagonisten und erlebt alle Höhen und Tiefen. Der Kinosaal wird zu einem neuen Universum, die Leinwand zu einer neuen Welt. Es gibt Filme, die uns regelrecht packen und nicht mehr loslassen, sodass wir noch Wochen oder Monate daran denken müssen.

Aber warum und vor allem wie können Filme unsere Gemütszustände beeinflussen? Dieser Fragen gehen die beiden Medienpsychologen Dr. Ines Vogel und Dr. Uli Gleich nach, die sich in ihrer Forschung mit dem emotionalen Erleben bei der Rezeption von Spielfilmen befassen. Dabei sei es erst einmal wichtig, dass der Film die Zuschauer berühre, meint Vogel. Dafür müsse der Film nicht unbedingt realitätsnah sein, fügt Gleich hinzu. „Wichtig ist nur eine kongruente Geschichte. Sie kann auch im Science-Fiction-Bereich beheimatet sein wie der Film *Avatar*.“ Ein Rezept, wie ein Film – aus emotionaler Sicht – aussehen müsse, um beim Zuschauer gut anzukommen, gebe es nicht, meinen die beiden Landauer Wissenschaftler. Es würde immer auf das Individuum ankommen: „Zu viele Emotionen, zum Beispiel die bloße Aneinanderreihung von Schicksalsschlägen, könnten Zuschauer schnell überlasten“, bekräftigt Vogel. Allerdings zeichnen sich nach Gleich in der Forschung drei Kernthemen ab, die bei Filmen, von denen die Zuschauer emotional gepackt werden, in irgendeiner Form vorkom-

men: dramatischer Verlust, Trennung und Erfüllung, die wiederum eng mit den Emotionen Trauer, Rührung und Glück verknüpft sind. Außerdem müsse die Hauptfigur immer ein Mindestmaß an Identifikationspotenzial besitzen. Vogel weiter: „Je größer die Sympathie, desto stärker ist auch das Mitgefühl.“ Allerdings gebe es auch dort Grenzen ...

Eine weitere Frage mit der sich die beiden Forscher auseinandersetzen: Warum schauen sich Menschen traurige Filme an? Vogel hat sich diese spannende Frage bereits in ihrer Dissertation gestellt. Sie fand heraus, dass es ganz unterschiedliche Motive dafür gibt: „Zum einen können traurige Filme als Spannungsabbau dienen, aber auch eine Art von Orientierungshilfe bilden, um mit schwierigen Lebenslagen, zum Beispiel Krankheit oder Verlust von Verwandten, klarzukommen.“ Nicht zu vernachlässigen seien auch die sogenannten „Emotion Seeker“, also Menschen, die intensive emotionale Erfahrungen in Filmen suchen. „Das hat nicht unbedingt etwas mit dem Alter zu tun“, meint Vogel. Es komme immer auf die Persönlichkeit und individuelle Präferenzen des Rezipienten an.

Die Erkenntnisse der medienpsychologischen Forschung zu Emotionen im Film seien spannend, um zu verstehen, wie gute Filme funktionieren, meint Gleich. Gleichzeitig seien sie jedoch noch lange keine Garantie, um damit erfolgreiche oder perfekte Filme produzieren zu können. Gleich ergänzt: „Drehbuchautoren und Regisseure orientieren sich sicherlich an solchen psy-

chologischen Mechanismen, ein Film ist und bleibt aber immer auch ein individuelles Werk.“

Zum Ausgang des Filmfestivals wollten die beiden Wissenschaftler keinen Tipp abgeben. Vogel bescheinigt aber, dass primär kreative Inhalte mit unvorhersehbaren, aber gleichzeitig logischen Wendungen, beim Publikum gut ankommen würden. Vogel fügt hinzu: „Die meisten wollen eher einen Lacher als einen Film, der sie schockt. Deshalb wird es vor allem auf die Erwartung des Publikums ankommen.“ Dass Festivalbesucher oft einen anderen Filmgeschmack als Juroren hätten, bestätigt Gleich. „Rezipienten, die einen hohen Filmkonsum haben oder mehr von Filmen verstehen, werden anders auf Inhalte reagieren als Film Laien.“
(dan)

Internationales Kurzfilm-Festival La.Meko

Das La.Meko Kurzfilm-Festival geht in sein 12. Jahr. Entstanden aus einer uni-internen Veranstaltung, bei der Landauer Studierende selbst produzierte Kurzfilme zeigen durften, hat sich das La.Meko zu einem internationalen Filmfestival entwickelt, das ehrenamtliche Filmliebhaber der Universität und der Stadt Landau jährlich veranstalten. An fünf Tagen haben Interessierte die Möglichkeit, in zwei Blöcken (19 und 21 Uhr) zahlreiche Beiträge aus der ganzen Welt zu sehen. Am sechsten Tag werden neben der Jury- auch die Publikumspreise verliehen. Mehr Informationen unter www.filmfestival-landau.de.

Selbst ist der Student

Lust auf ein wenig Aktivität? Am Campus Landau ist eine Menge zu erleben. Wer kein passendes Angebot findet, kann sich selbst eins schaffen. Wo man überall mitwirken kann, warum das Engagement der Studierenden wichtig ist und wie man eine Hochschulgruppe selbst gründet, hat **NeuLand** für Sie zusammengetragen.

Wer immer noch behauptet, in Landau sei nichts los, sollte sich mal richtig umschauchen. Und wer dann immer noch nichts findet, der sollte sich einfach selbst engagieren. Das Uni-Leben steckt voller Möglichkeiten, seine eigenen Interessen auszuleben. Ein gutes Beispiel hierfür sind Hochschulgruppen.

Wer sich hochschulpolitisch engagieren will, findet die erste Anlaufstelle bei der eigenen Fachschaft. Auch wer kein gewähltes Mitglied ist, kann dort Ideen und seine Tatenkraft einbringen. Was dort geplant und umgesetzt wird, ist sehr verschieden. Fachschaftspartys gehören genauso zum Programm wie Spendengelder für Hilfsprojekte zu sammeln oder mit der Institutsleitung über Probleme des Studiums zu debattieren. Auch der AStA (Allgemeiner Studierendenausschuss) und das StuPa (Studierendenparlament) bieten vielfältige Möglichkeiten, sich in das Uni-Leben einzubringen und es zu gestalten. Auch parteiliche Arbeit kann geleistet werden.

Wer ein wenig Bewegung braucht, sollte das Angebot des Hochschulsports nutzen. Jeden Tag werden hier verschiedene Kurse gegeben. Rückenfit, Mannschaftssportarten, verschiedene Tanzstile, aber auch Exoten wie Ultimate Frisbee oder Rhönrad sind auf der Liste zu finden. Schon hier merkt man die unterschiedlichen Bedürfnisse der Studierenden. Während manche einfach nur fit bleiben oder Rückenprobleme bekämpfen wollen, lockt andere der Spaß am Spiel oder der sportliche Wettkampf.

Auch im kulturellen Bereich sind viele Angebote zu finden. So gibt es das Uni-Kino, das zwei Mal pro Monat einen Film in Hörsaalatmosphäre und zu studententreue Preisen anbietet. Wen es nicht ins Uni-Kino zieht, kann auch in kleiner Runde Dramen mit dem „studentischen Verein zur dramatischen Kulturpflege“ lesen. Zum kulturellen Austausch bietet sich der IPAS an, ein Verein, der sich nicht nur um die



Ein Highlight im Sommer: Das Sommercafé auf der Künstlerwiese am Campus.

hiesigen Austauschstudenten kümmert, sondern auch bei der Vorbereitung eines Auslandssemesters hilft und zahlreiche Veranstaltungen und Ausflüge anbietet.

Wer darunter trotzdem nichts Passendes findet, kann auch selbst eine Hochschulgruppe gründen. Das ist leichter als gedacht, wie Yann Schosser, Vorsitzender des AStA, erklärt. Er hält das studentische Engagement für wichtig, nicht nur für den Campus Landau, sondern auch für die Studenten selbst. „Die Zeit als Student ist unbeschwert, da man noch nicht im hektischen Berufsleben steckt. Daher hat man Zeit, etwas auszuprobieren und sich so auch selbst zu entwickeln“, empfiehlt Schosser. „So kann man Interessen vertiefen und Leute finden, die ähnlich denken.“

Der erste Schritt zur eigenen Hochschulgruppe sei, eine Idee zu entwickeln und am besten ein paar Leute zu finden, die diese Idee teilen. Eine Hochschulgruppe muss nicht offiziell bestätigt werden. Die finanzielle Unterstützung des Stupas ist

zwar so etwas wie die Beglaubigung, aber ansonsten ist man eben ein studentisches Projekt. „Auch als Projekt kann man Räume am Campus nutzen. Dazu muss man sich nur bei Ursula Reither melden, die für die Raumplanung zuständig ist“, erklärt der AStA-Vorsitzende. Wer für sein Projekt finanzielle Unterstützung brauche, solle sich an das StuPa wenden. Auf dessen Homepage fände man das entsprechende Formular, das man mit einer Kurzbeschreibung und einem Kostenvoranschlag zum Ende des Kalenderjahres einreichen könne. (rst)

Projekte und Hochschulgruppen am Campus Landau findet man unter:

- www.asta-landau.de (und immer wieder in der La.Uni oder per Rundmail)
- Wer Hilfe bei der Finanzierung braucht, kann sich an das StuPa wenden: www.stupa-landau.de
- Um die Räumlichkeiten am Campus zu nutzen, wende man sich an Ursula Reither: raumplan@uni-koblenz-landau.de

Mit Leinwand, Pinsel und Tapetenkleister

Dominik Schmitt ist regionaler Künstler und Student der Universität Koblenz-Landau. Mit Liebe und Leidenschaft nimmt er immer wieder neue Projekte in Arbeit und hat damit bislang schon zahlreiche Ausstellungen bewerkstelligt, etliche Preise gewonnen und ein Kunststipendium ergattert.

Betrachtet man Dominik Schmitts Bilder, fühlt man sich ein wenig wie in ein düsteres Märchen versetzt. Da sind Fabelgestalten, Menschtierwesen und karikaturistische Personen, die sich im schwarzen Hintergrund auflösen. Seine Werke vereinen eine gewisse Art Komik mit dem Gruseligen. Sie erzählen Geschichten. Welche, das kommt ganz auf den Betrachter an. Tiere, die wie in einem klassischen Porträt arrangiert sind, menschliche Porträts, die an Maskenbälle erinnern. Man kann sich in seiner Kunst verlieren wie in einem Roman, der die Grenzen zwischen Fiktionalität und Wirklichkeit langsam auflöst.

Die Malerei ist nicht die einzige künstlerische Disziplin, in der Dominik Schmitt tätig ist. Auch an Plastiken und Film hat er sich schon gewagt. Angefangen hat seine Lust sich auszudrücken in der Musik. „Meine Eltern wollten schon früh meine künstlerische Seite fördern. Sie schenkten mir immer wieder Farben und Pinsel, aber als Jugendlicher war die E-Gitarre dann doch verlockender“, erzählt der junge Künstler. Erst im Abitur sei ihm bewusst geworden, dass er Kunst studieren wolle. Im Gegensatz zur Musik genießt er in der Kunst die große Freiheit, die sie ihm bietet. Er kann unabhängig von anderen Menschen agieren, muss sich nicht absprechen und hat vielfältige Themen und Ausdrucksmittel. Über die Jahre hat er in seinen Kunstwerken eine ganz eigene Symbolsprache entwickelt. Beispielsweise stehen einige Tiere für ein ganz bestimmtes Gefühl, das er mit ihnen verbindet. Fragen danach, was er sich bei einem Bild gedacht habe, findet er eher lästig. Schließlich sei das Schöne an Kunst, dass jeder seine eigene Sicht und Interpretation finden könne.

Seine Herangehensweise an Bilder ist sehr unterschiedlich. Oft überlässt er viel dem Zufall. So nutzt der Kunststudent ein Verfahren, indem er zerknülltes Papier glatt streicht und mit Tapetenkleister



Konzentriert inmitten seiner Werke: Dominik Schmitt im Atelier.

auf die Leinwand heftet. Dadurch entstehen chaotische Strukturen, manchmal sogar eigene Figuren, die er dann herausarbeitet. Auf der anderen Seite inszeniert er auch viel und macht sich Gedanken zu seinen Kompositionen. Auch dass die Figuren zumeist hell und der Hintergrund schwarz ist, sei ein bewusst gewähltes, bühnenartiges Stilmittel, erklärt der Künstler. Die Figuren sind häufig so in Szene gesetzt, dass sie den Betrachter direkt anblicken. Das Gefühl entsteht, sie würden etwas sagen wollen. Er habe mittlerweile auch ein ganz gutes Gefühl dafür entwickelt, wann ein Bild fertig sei, erzählt Dominik Schmitt mit Blick auf ein Bild, das schon etliche Male übermalt wurde und dessen altes Gesicht nur noch schemenhaft unter den frischen Farbschichten hervorlugt.

Wenn es nicht so gut läuft, stellt er ein Bild auch mal zur Seite. „Man muss sich frei machen von den eigenen Erwartungen, damit es wieder vorwärts gehen kann. Das nächste Bild anfangen und einfach weitermachen“, schildert er seine Strategie in müßelosen Zeiten. Manchmal helfe auch ein Bier und ein gutes Gespräch mit Freunden, schmunzelt er.

Wie stellt sich ein junger Künstler, der schon etliche Preise gewonnen und sogar ein Kunststipendium ergattern konnte, seine Zukunft vor? Er wolle auch weiterhin selbst Kunst produzieren, dennoch ziehe es ihn in den Lehrerberuf, erklärt Dominik Schmitt fast etwas wehmütig. „Das Unterrichten macht mir unglaublichen Spaß. Kinder sehen vieles anders. Ihr Blick auf die Welt ist daher immer wieder inspirierend. Das ist eine sehr schöne Arbeit. Kunst hingegen darf niemals zur Arbeit werden. In ihr will ich frei und von keinem Markt abhängig sein, der mich in Auftragsarbeiten und anspruchslöse Gefälligkeit abdrängt.“ (rst)

Ethik in Unternehmen

Konsumenten, Mitarbeiter, Öffentlichkeit – alle verlangen anständiges Handeln von Unternehmen. Deren Lenker entdecken vermehrt den verantwortungsvollen Umgang mit Belegschaft und Ressourcen und ihre Verantwortung in der Gesellschaft. Für **NeuLand** ein Grund, einen Blick in Personalentwicklung und Philosophie zu werfen.

Im Jahr 2013 sorgte der Dokumentarfilm „A bottled life“ für Aufsehen. Die Schweizer Filmemacher Urs Schnell und Res Gehrig durchleuchten darin Nestlés so scheinbar sauberes Geschäft mit dem Mineralwasser. Zutage kommt ein Konzern, der sich weltweit Rechte an Wasserquellen sichert, um den Wassermarkt der Zukunft zu dominieren. Ausgetragen wird das preislich auf dem Rücken der Ärmsten der Welt. Ein herber Imageverlust für den weltweit größten Lebensmittel-Konzern, der großen Wert auf die Pflege seiner Reputation mit Begriffen wie „Corporate Social Responsibility“ (unternehmerische Sozialverantwortung) oder „Creating Shared Value“ (gemeinsame Werte schaffen) legt.

Heute reicht es für ein Unternehmen längst nicht mehr aus, sich lediglich ein sauberes Ethik-Image zu verpassen. Hinter einer sauberen Fassade muss auch ein durch und durch sauberes Unternehmenshandeln stecken, um nachhaltig glaubhaft zu sein. „Die Konsumenten hinterfragen heute kritisch, unter welchen Bedingungen Produkte hergestellt werden“, erklärt Gaby Womann vom Institut für Erziehungswissenschaft, Abteilung Betriebspädagogik und Personalentwicklung. Konsumenten hätten heute die Macht, Unternehmen zum Umlenken zu bewegen. Diesen gesellschaftlichen Druck machen sich Umweltschützer wie Verbraucherschützer vermehrt zu Nutzen. Beispielsweise Greenpeace, das ebenfalls den Schweizer Lebensmittelhersteller im Faden-

kreuz hatte und zum Schutz der letzten Regenwälder in Indonesien gegen Nestlé und dessen Schokoriegel Kitkat protestierte. Mit Erfolg: Der Konzernriese verzichtet mittlerweile auf Palmöl und Papier aus Regenwaldzerstörung. „Dieses Beispiel zeigt sehr deutlich, dass ethische Anforderungen, die Endverbraucher stellen, Eingang in Firmenhandeln finden können“, so Womann.

Dilemma zwischen Moral und Wirtschaftlichkeit

Ethisches Handeln im Wettbewerb? Diese Haltung können sich vor allen Dingen Hersteller von Endprodukten leisten. Lässt sich ethisches Handeln zur Unternehmensphilosophie machen und damit ein Markenimage aufbauen, kann das zu einem erfolgsbringenden Unterscheidungsmerkmal werden. Der Handlungsspielraum von Zulieferfirmen sei da wesentlich geringer, weiß Womann. Viele Jahre hat sie angehende Ingenieure an der Hochschule Offenburg in Seminaren zu ethischer Verantwortung angeleitet. „Umweltstandards und anständige Produktionsbedingungen sind nicht umsonst zu haben“, so Womann. Stünden einem Manager für die Entwicklung einer neuen Pumpe nur eine bestimmte Summe zur Verfügung, könne er sich schnell im Dilemma zwischen moralischen Ansprüchen

und wirtschaftlichen Vorgaben sehen. Denn oberstes Ziel der Unternehmen ist nach wie vor der Gewinn. „Lässt sich mit ethischem Unternehmertum Profit machen, wird es auch umgesetzt“, so Womann. Und: Es kann sich auszahlen. Beispiele dafür gibt es viele.

Der Drogerie-Markt dm ist mit seiner nachhaltigen Unternehmensführung sehr erfolgreich. Konkurrent Schlecker, der

Unternehmer Claus Hipp am 22. Mai bei den „Großen Begegnungen“

Ethisches Unternehmertum, nachhaltiges Handeln oder Corporate Social Responsibility - was sich viele Unternehmen gleich einer Modewelle vermehrt auf die Fahnen schreiben, lebt das Unternehmen Hipp seit über 50 Jahren. Der Unternehmer Claus Hipp, der Generationen von Eltern durch die Babybetreuung und ganz Deutschland sicherlich durch den Werbeslogan „Dafür stehe ich mit meinem Namen“ bekannt sein dürfte, setzt sich seit mehr als einem halben Jahrhundert für eine bewusste und sensible Auseinandersetzung mit den Themen Natur, Mensch und Wirtschaft ein. Das Familienunternehmen aus Pfaffenhofen steht für Tradition und Nachhaltigkeit und ist damit zu einer der bekanntesten deutschen Marken geworden.

Im Rahmen der Universitätsreihe „Große Begegnungen“ spricht Claus Hipp am 22. Mai in der Landauer Jugendstil-Festhalle. Weitere Informationen gibt es unter www.zkw.uni-landau.de. (ket)

mit dubiosen Mitarbeiterüberwachungen Schlagzeilen machte, ist längst vom Markt. Der Sportartikelhersteller Trigema ist ein Musterschüler deutschen Unternehmertums, fertigt in Deutschland nach deutschem Arbeitsrecht. Einige Outdoor-Bekleidungshersteller produzieren längst nach „Fair trade“-Aspekten und das Familienunternehmen Hipp, dessen Lenker Claus Hipp am 22. Mai an der Universität in Landau sprechen wird, setzt seit vielen Jahrzehnten auf nachhaltige Produktion – und das mit viel Erfolg.

Früh anzusetzen beim Schaffen eines ethischen Bewusstseins, mit dem man Dinge kritisch hinterfragt, sei wichtig, sagt Gaby Womann. Beispielsweise im Studium oder sogar schon in der Schule. Ein Wunsch, den auch die Studenten selbst äußern. Mehr als zwei Drittel der Management-Studenten in Deutschland wünschen sich Ethik als Bestandteil ihres Studiums, so das Ergebnis einer Umfrage der Bertelsmann-Stiftung unter MBA-Studenten. „Ein moralisches Grundgerüst tut jedem gut, egal, in welcher Position oder in welchem Beruf er später arbeitet“, so Womann.

Das tiefe Verlangen nach einem guten Leben

Warum sind ethische und philosophische Überlegungen heute derart im Aufwind? Nicht nur im Unternehmenskontext, sondern generell? Wissenschaften reagierten auch auf aktuelle gesellschaftliche Problemfälle, erläutert der Landauer Philosophieprofessor Christian Bermes. Die Philosophie ist ebenfalls mit Blick auf gegenwärtige Problemfälle gefragt, die das Leben betreffen. „Menschen besitzen ein tiefes Verlangen nach einem guten und gelingenden Leben“, streicht Bermes heraus. Sie treffen in modernen Gesellschaften jedoch auf Prozesse, die nur nach ihrer Funktion beurteilt werden. „Zwischen dem richtigen Verhalten in solchen Prozessen und dem guten gelingenden Leben scheint eine Kluft zu bestehen.“ Wir befinden uns also in einer Gesellschaft, in der es eine Überregulierung des Richtigen und Funktionalen gibt, in der man aber nicht mehr weiß, was eigentlich das Gute ist.

Auf die Arbeitswelt übertragen bedeutet das: Wir können vielleicht sehr schnell sagen, was eine richtig funktionierende Universität, eine richtig funktionierende Bank oder ein richtig funktionierendes Unternehmen ist. Dafür werden Richtlinien,

Ordnungen und Erlasse erstellt. Was aber ist eine gute Universität, eine gute Bank, ein gutes Unternehmen? Diese Frage kann bei der Überregulierung gelegentlich verloren gehen. „Und es könnte dann sein, dass das Richtige nicht mit dem Guten zusammenfällt“, stellt Christian Bermes fest. Das Problem bei dieser Art der Orientierungslosigkeit bestehe wohl darin, dass die Akteure häufig das funktionierende Verhalten in anonymen Prozessen mit dem guten Handeln verwechseln oder hier keine Balance finden, so der Philosophieprofessor. Und dies könne dann zu Konflikten führen. Die Standardausrede, man habe nicht anders handeln können aufgrund der schlechten Rahmenbedingungen, lässt Bermes nicht gelten. Auch wenn die Organisation die Regeln des Funktionierens vorgibt, ist jeder Einzelne doch selbst dafür verantwortlich, wie er in seinem Handeln das Gute und das Gelingende realisieren kann.

Die Philosophie greift auf der Suche nach Antworten auf die Vernunft zurück. Anders als esoterische Bewegungen, die für Bermes nur kurzlebige und zweifelhafte Lösungen bieten, kann die Philosophie mit ihren 2.500 Jahren Erfahrung nachhaltig eine vernünftige Begründung für ein gutes Leben bieten. Und zwar unter Rückgriff auf die Tugenden und ihre Begründung: etwa Tapferkeit, Mäßigung, Besonnenheit, Klugheit. Dabei steht die Tapferkeit zum Beispiel für die persönliche Aufgabe, seine „öffentliche Haut“, sprich sein Prestige zu schützen. „Jemand, der sich fortwährend von einem Freund oder Arbeitskollegen verleumden und erniedrigen lässt, ist feige“, so Bermes. In Zeiten moderner Kommunikationsformen benötigten wir daher auch neue Formen von Tapferkeit. Auch Besonnenheit und Mäßigung haben im 21. Jahrhundert nichts an Gültigkeit verloren. Ihre moderne Form lässt sich nach Bermes mit Nachhaltigkeit übersetzen. Nachhaltigkeit bezogen auf wirtschaftliche Prozesse ebenso wie auf die eigenen Kräfte.

Dass Firmenlenker heute umdenken, mag an der eigenen Überzeugung liegen oder auch aus der Erwartung der Gesellschaft, die Unternehmen immer stärker unter Beobachtung nimmt. Der aktuelle Werteindex der Deutschen platziert auf den oberen Plätzen Gesundheit, Freiheit, Erfolg und Natur. Dass Unternehmen diese Entwicklung ebenfalls aufgreifen, schätzt Christian Bermes positiv. Schließlich seien Tugenden ja nicht nur für einen selbst wertvoll, sondern nützlich im Umgang miteinander. „Würde ethisches Verhalten nur zu wertvoller Qualifikation führen, aber nutzlos sein, wäre das sehr komisch.“ Daher seien ethische Qualität

und Nutzen immer zusammen zu denken. Dazu käme, dass Unternehmen mittlerweile eher intuitiv gemerkt hätten, dass sie es mit Menschen und nicht nur mit Funktionsträgern zu tun hätten, auf die Mitarbeiter in Systemen gerne mal reduziert würden. Unternehmen sind daher gut beraten, wenn sie ihren Mitarbeitern Vertrauen schenken. Auf der anderen Seite müssten Mitarbeiter Wahrhaftigkeit, also Ehrlichkeit zu sich selbst und anderen ausbilden. „Wird dieses Spiel von Vertrauen und Wahrhaftigkeit gespielt, hat das einen enormen Nutzen für die Bilanz des Unternehmens“, so Bermes. „Ethische Qualifikation führt zu Mehrwert.“ Ist ein Unternehmen auf Vertrauen, Solidarität und Wahrhaftigkeit aufgebaut, habe es eine Art moralische Membran, die vor Fehlverhalten schützen könne.

Das mag vielleicht ein Grund sein, dass Ethikseminare in Wirtschaftsunternehmen derzeit hoch im Kurs stehen. Auch wenn größtenteils noch das Bild vorherrscht, dass moralische Ansätze in Wirtschaftsunternehmen eher rar gesät sind: „Wenn Sie mit Menschen aus der Wirtschaft sprechen, spürt man bei ihnen eine große Sensibilität, dass fast alles richtig, aber nicht viel gut ist“, stellt Christian Bermes fest. Diese Sensibilität könne die Philosophie nicht erzeugen. Aber wenn sie darauf treffe und die philosophischen Antworten an einer vernünftigen Orientierung begründet seien, könnten sie auch nachhaltig Eingang in Unternehmen finden.

Gut nicht gegen Schlecht stellen

Ethische Überlegungen auf der einen Seite, Preisschlachten im harten Wettbewerb auf der anderen. Schnell drängt sich die Frage auf, ob Ethik nur etwas für Reiche ist? Hier müsse man vorsichtig sein, gibt Philosophieprofessor Bermes zu bedenken. Zunächst einmal sei es eine Errungenschaft der Zivilisation in modernen Gesellschaften, dass in unseren Regionen Menschen satt werden und Kleidung tragen können. Diese Errungenschaft gelte es dann unter ethischen Maßstäben zu bewerten. „Wir sollten hier nicht Gut gegen Schlecht stellen, sondern im Bereich des Guten das vielleicht weniger Gute mit dem vielleicht besseren Guten vergleichen.“ Innerhalb des Bereichs des Guten könne man sich dann fragen, wie die Rahmenbedingungen gestaltet werden müssten, damit das Bessere über das Gute siegt. **(ket)**

Weltweit Uni-Shirts



Nach einer kurzen Pause
starten wir in eine neue
Runde unserer Fotoaktion:
Uni-Shirts weltweit ...



Alexandra Schenk studiert Sozial- und Kommunikationswissenschaften im 3. Semester. Vor ein paar Wochen besuchte sie auf Kuba ihren Bruder, der dort für ein paar Monate ein Praktikum als Arzt machte. Und natürlich hatte sie ihr Uni-Shirt im Reisegepäck.

Ihre letzten Semesterferien vor der Masterarbeit genoss sie am Strand der kleinen Insel Capo Levisa. Die Schönheit der Strände ist aber nicht für alle zugänglich: Kubaner haben keinen Zutritt, obwohl es zu Kuba gehört.

Uni-Shop

Die T-Shirts gibt es in vielen Farben und Formen, für Männer und Frauen. Wo? Im Uni-Shop! Diesen finden Sie im Gebäude K, Raum Nr. 1.02 (Erdgeschoss, linker Flügel). Geöffnet hat der Shop in der Vorlesungszeit mittwochs und donnerstags jeweils von 10 bis 13 Uhr, in der vorlesungsfreien Zeit lediglich mittwochs von 10 bis 13 Uhr.

**LESER
AKTION**

Achtung: Urlaubsalarm

Wo waren Sie bereits mit dem Uni-Shirt unterwegs?
Haben Sie noch ein Foto von sich mit Uni-Shirt im Archiv? Oder verreisen Sie bald? Packen Sie doch ein Uni-T-Shirt in den Koffer oder den Rucksack, ziehen es am Urlaubsort an und machen ein Foto an den schönen und/oder berühmten Plätzen dieser Welt.

Und dann? Dann schicken Sie das Foto an die NeuLand-Redaktion: theil@uni-koblenz-landau.de. Wir und alle unsere Leserinnen und Leser freuen uns auf viele tolle Shirt-Fotos in den nächsten Ausgaben von NeuLand. Unter allen Einsendern verlosen wir: ein Uni-Sweatshirt, ein Uni-T-Shirt und eine Uni-Tasse.

Learning by dancing

Lehramtsstudenten lernen in Landau, wie man Grundschulern mit Square Dance Englisch vermittelt. Was zunächst als Versuch gestartet ist, hat sich mittlerweile zu einem bundesweiten und erfolgreichen Modellprojekt entwickelt.

Das Erlernen einer Fremdsprache ruft sehr schnell Bilder vom trockenen Pauken von Grammatikregeln oder Vokabeln hervor. Dass der erste Kontakt zu einer Fremdsprache tanzend erfolgen und Kindern zusätzlich eine neue Wissenswelt eröffnen kann, lernen Landauer Lehramtsstudierende im Fach Anglistik. Seit dem Wintersemester 2008/09 bietet die Integrierte Fremdsprachenbildung (IFB) das Seminar „Teaching English to Young Learners: Square Dance at Primary School“ an. Die Studierenden erfahren hier, wie sich der Tanz der amerikanischen Siedler in alle Lernbereiche der Grundschule integrieren lässt. Zusätzlich erhalten sie eine praktische Ausbildung im Callen und Tanzen von Square Dance.

Die Idee zu diesem ungewöhnlichen Ansatz hatte Dr. Birgit Smieja, IFB-Leiterin. Die Sprachwissenschaftlerin tanzt selbst seit vielen Jahren im Landauer Square Dance Verein „Swinging Landavians“. Dabei wurde ihr bewusst, dass der englische Wortschatz, den der „Caller“, also der „Ansager“, verwendet, um den „Squares“ die jeweiligen Schritte und Figuren anzukündigen, sehr einfach ist. Das sei geeignetes Basis-Vokabular für die Grundschule – nicht nur wegen des geringen sprachlichen Schwierigkeitsgrads, sondern auch, weil er auf viele alltägliche Situationen passt. „Neben dem sprachlichen und dem sportlichen Aspekt lässt sich das Thema in alle Lernbereiche der Grundschule übertragen, so dass die Kinder es sich umfassend erschließen können“, erläutert Smieja. Die Musik und die Rhythmuslehre decke der Musik- und der Sportunterricht ab, die nötigen Accessoires erstellen sei eine Idee für den Kunstunterricht und die Siedlergeschichte – denn das sind die Menschen, mit denen der Square Dance in Amerika den Anfang nahm – passe wunderbar in Religion/Ethik- oder Sachunterricht. Doch damit sind die Möglichkeiten an Unterrichtseinsätzen noch nicht erschöpft: Auch in den Bereichen Mathematik, Deutsch und sogar Verkehrsunterricht ließen sich Thema und



Square-Dance in der Grundschule: Tanzend lernen Kinder englische Vokabeln.

verwendetes englisches Vokabular problemlos einsetzen. Und die so wichtigen sozialen Kompetenzen fördere es sowieso immer.

Square Dance eignet sich somit bestens für den integrierten Fremdsprachenansatz. Dieser ist seit 2003 verpflichtender Ausbildungsbestandteil der akademischen Lehrerausbildung in Rheinland-Pfalz, weil gerade Grundschulkindern eine Fremdsprache spielend einfacher erlernen. Je früher mit der Fremdsprachenbildung in der Schule begonnen wird, desto besser. Wichtig dabei sei aber, so Birgit Smieja, dass Kinder positive Fremdspracherlebnisse hätten. Nur so könnten Sprachen sich zum Lieblings- und nicht zum Hassfach entwickeln. Deshalb hat für die Linguistin – neben einer guten Sprachausbildung der Studierenden – das Vermitteln motivierender Lehransätze oberste Priorität.

Der Lehriansatz kommt an – sowohl bei Schulkindern, Studierenden als auch Lehrern. Das Uni-Seminar gehört nach einem erfolgreichen Pilotversuch in 2008 zum festen Lehrangebot. Die Grundschulen in der Region fragen Praktikanten mit Square-Dance-Erfahrung an. Und Birgit Smieja ist

mit ihrem Co-Referenten Dipl.-Ing. Andreas Hennecke bei Lehrerfortbildungen über die rheinland-pfälzischen Landesgrenzen hinaus sehr gefragt. In Master- und Examensarbeiten konnte ein erheblicher Lernzuwachs bei Grundschul- und Förderschulkindern nachgewiesen werden. Auch das Sozialverhalten wurde in allen Gruppen wesentlich verbessert: Außenseiter wurden über den Tanz zu einem Teil der Gruppe und übertrugen diese Veränderung auf Leistungen in anderen Fächern. Kinder mit Lernschwierigkeiten und anderen Handicaps konnten sich beim Tanzen leichter in die Gruppe integrieren. **(ket)**

Ausbildungszahlen:

- ca. 150 Studierende am Campus Landau
- ca. 30 Studierende am Campus Koblenz
- ca. 60 Studierende an der PH Karlsruhe
- ca. 2.000 tanzende Kinder in Rheinland-Pfalz
- ca. 40 bekannte Projekte an verschiedenen Schularten (hauptsächlich Grundschule, aber auch Förderschule, Vorschule, IGS, Hauptschule, Realschule, Gymnasium, Waldorfschule, also alle bis Klasse 6)

Termine

05.05.–10.05.2014

Internationales Kurzfilmfestival Landau
www.filmfestival-landau.de

14.05.2014, 10–16 Uhr

Europatag
www.asta-landau.de

15.05.2014, 20 Uhr

Poetry Slam Landau
www.zkw.uni-landau.de

18.05.2014

Tag zur Nachhaltigkeit
www.tag-zur-nachhaltigkeit.de

20.05.–22.05.2014

Wahlen zum Studierendenparlament
www.stupa-landau.de

22.05.2014, 19 Uhr

Reihe „Große Begegnungen“ mit Unternehmer Claus Hipp
www.zkw.uni-landau.de

01.06.2014

Tag des Forts
www.asta-landau.de

04.06.2014, 19 Uhr

Hambacher Gespräch: Auf dem Weg zur Gesundheitsdiktatur?
www.fli.uni-landau.de

05.06.2014, 20 Uhr

Song Slam
www.zkw.uni-landau.de

02.07.–03.07.2014

Sommercafé
www.sommercafe.de

11.07.–13.07.2014

AStA-Bühne auf dem Landauer Sommer
www.asta-landau.de

15.–17.07.2014

Poetik-Dozentur mit Sibylle Lewitscharoff
www.zkw.uni-landau.de

Weitere Termine unter www.uni-koblenz-landau.de/aktuell

Impressum

Herausgeber

Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Universität
Koblenz-Landau, Campus Landau, Fortstraße 7, 76829 Landau

Redaktionsteam

Kerstin Theilmann (ket) (verantw.)
Wilfried Dorsch (wdo), Bernd Hegen (bhe), Daniel Schumacher
(dan), Rosa Stecher (rst)

Layout

Medienzentrum Campus Landau, Berend Barkela

Fotos

Titelseite, S. 7 oben, S. 14, S. 17 Fotolia, S. 2-3, S. 4, S. 18 Paul van
Schie, S. 5 privat, S. 8 Daniel Schumacher, S. 16 privat, S. 19 privat,
S. 22 privat, S. 23 privat, S. 7 unten, S. 11, S. 12-13 Karin Hiller
(Medienzentrum).

Kontakt

Kerstin Theilmann
Tel. 06341 280-32219, E-Mail: theil@uni-koblenz-landau.de

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit verwenden wir in unseren
Artikeln die männliche Form. Damit sind stets Frauen und
Männer gemeint.

Die Redaktion behält sich die Kürzung und Überarbeitung
von Texten vor. Die Meinung einzelner Autorinnen/Autoren
gibt nicht immer die Meinung der Redaktion wieder.



www.uni-koblenz-landau.de/blog/